Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 104 (1926)

Artikel: Basel und der erste badische Aufstand im April 1848 : Basel im neuen Bund II.

Autor: Siegfried, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006952

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Basel und der erste badische Aufstand im April 1848

(Basel im neuen Bund II.)

von

Paul Siegfried

104. Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1926

Basel

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn

Inhalts-Anzeige der früheren Neujahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

*** bedeutet vergriffen.**

*1. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
2. 1822. (Burckhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
*3. 1823. (Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
*4. 1824. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
*5. 1825. (Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
*6. 1826. (Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
*7. 1827. (Hagenbach, K. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
*8. 1828. (Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
*9. 1829. (Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
*10. 1830. (Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
*11. 1831. (Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
*12. 1832. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
*13. 1835. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer) Landvogt Peter von Hagenbach.
*14. 1836. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer) Das Leben Thomas Platters.
15. 1837. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
*16. 1838. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
17. 1839. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer) Der Rappenkrieg im Jahr 1594.
*18. 1840. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer) Die ersten Buchdrucker in Basel.
*19. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
20. 1842. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
*21. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
22. 1844. (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

*23. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
*24. 1846. (Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alemannen und ihre Bekehrung zum Christentum.
*25. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Hatto, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
*26. 1848. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
*27. 1849. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
*28. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
*29. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
*30. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel in seiner allmählichen Erweiterung bis 1356.
31. 1853. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
*32. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
33. 1855. (Hagenbach, K. R.) Die Bettelorden in Basel.
*34. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
*35. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
*36. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
*37. 1859. (Vischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
*38. 1860. (Heusler Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft: 1349 bis 1400.
*39. 1861. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Basel im Kampfe mit Österreich und dem Adel.
*40. 1862. (Hagenbach, K. R.) Das Basler Konzil. 1431—1448.
*41. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
*42. 1864. (Buxtorf, K.) Basel im Burgunderkriege.
*43. 1865. (Vischer, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
*44. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
*45. 1867. (Buxtorf, K.) Die Teilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
*46. 1868. (Hagenbach, K. R.) Johann Oecolampad und die Reformation in Basel.

Frühere Jahrgänge der Neujahrsblätter sind, soweit sie noch vorhanden, zu beziehen bei **Helbing & Lichtenhahn**, Buchhandlung, Freiestraße Nr. 40.

Basel und der erste badische Aufstand im April 1848

(Basel im neuen Bund II.)

von

Paul Siegfried

---

104. Neujahrsblatt

herausgegeben von der

Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1926

Basel

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn

Buchdruckerei Benno Schwabe & Co. in Basel

Inhaltsverzeichnis.

I. Die europäische Revolution im Frühjahr 1848 5
II. Die Schweiz und Basel im Frühjahr 1848 10
III. Die Grenzbesetzung gegen Frankreich 15
IV. Die Wacht an der deutschen Grenze 17
V. Der erste badische Aufstand.
1. Der Heckerzug 27
2. Das Unternehmen Weißhaars und Struves 34
3. Sigels Zug gegen Freiburg 37
VI. Basel während des ersten badischen Aufstandes 41
VII. Der Herweghzug 49
VIII. Die Deutsche Republik auf der Schusterinsel 66
IX. Ausklang 70

Zu haben bei Hasler & Comp.t in Basel.

Reprod. Frobenius A. G. Basel

Die deutsche Republik auf der Schusterinsel.

am 26, 27 u: 28 April 1848.

I. Die europäische Revolution im Frühjahr 1848.

Mit einem Hinweis auf den Sonderbundskrieg begann das letzte Neujahrsblatt, das mit der Innenpolitik der Eidgenossenschaft und Basels sich befaßte. Das jetzt vorliegende will den ersten badischen Aufstand im April 1848 schildern und seine Wirkungen auf Basel und die Schweiz; es wird also von Angelegenheiten des deutschen Nachbargebietes und von unserer Außenpolitik erzählen. Doch auch für das Ausland bedeutet der Sonderbundskrieg einen so wichtigen Wendepunkt, daß er auch jetzt wieder gleich zu Beginn der Darstellung erwähnt werden muß. Zwar hatte unser Land zu diesem Bürgerkrieg, der ihm die Bundesverfassung vom 12. September 1848 und damit die segensvolle Neugestaltung brachte, die unsere letzte Abhandlung angedeutet hat, vom Ausland durchaus keinen Anstoß erhalten. Seit 1798 war sonst jede Umwälzung der schweizerischen Staatsverhältnisse von außen in das Land getragen worden: die Helvetik durch die große französische Revolution, die Mediationsverfassung von 1803 durch den Aufstieg Napoleons zur Macht, der Bundesvertrag von 1815 durch Napoleons Sturz, und schließlich die allmähliche Umbildung der Schweiz nach den Grundsätzen des Liberalismus seit 1830 durch die französische Julirevolution des eben genannten Jahres. Den Sonderbund aber hatte die Schweiz auf eigenen Antrieb und ganz aus eigener Macht bezwungen. Gerade dieses Ereignis aber war jetzt für die andern Völker das weit über Europa hinleuchtende Feuerzeichen, daß die Stunde des Freiheitskampfes gekommen sei.

Die Streiter für diesen Kampf stellte in allen Ländern die liberale oder freisinnige Partei, deren linken Flügel die Radikalen bildeten. Ihre innenpolitischen Forderungen waren überall dieselben, die in der Schweiz soeben erkämpft worden waren: größere Freiheit und verstärkte persönliche Sicherheit des Einzelnen dem Staat gegenüber, und Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz. Es gingen daraus, um nur die Hauptbeispiele zu nennen, die Begehren nach Glaubens-, Niederlassungs-, Gewerbe- und Preßfreiheit hervor, dann nach Oeffentlichkeit der Rats- und Gerichtsverhandlungen, und schließlich nach gleichem Stimmrecht. Die außenpolitischen Forderungen des Radikalismus aber, die der Sonderbundskrieg bei uns ebenfalls in der Hauptsache

zum Siege geführt hatte, waren auch in den andern Staaten überall von einem starken nationalen Geiste erfüllt. Denn selbst auf ihrem äußersten sozialistischen Flügel dachten damals die Radikalen in ganz Europa vollkommen vaterländisch. Sie erstrebten also überall nicht nur ein nach innen freies, sondern ebensosehr ein nach außen starkes Vaterland. Jedoch nach außen stark sein konnte es nur, wenn es im Innern geeinigt war.

Der Sonderbundskrieg war das Vorzeichen gewesen; die Februarrevolution, die am 22. Februar 1848 in Paris ausbrach und am 24. mit dem Sturze des Königtums Louis Philipps und der Ausrufung der zweiten französischen Republik abschloß, bildete den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruch der gleichen, bei uns soeben beendeten Bewegung in allen Nachbarländern der Schweiz. Noch nie, nicht einmal während des Weltkrieges, ist Mitteleuropa in einer solchen Verwirrung gelegen wie während dieses „tollen" Jahres 1848. So nannten es die Feinde der Freiheitsbewegung; als „Völkerfrühling" aber priesen es deren Anhänger.

Die Revolution des Jahres 1848 war allerdings in jedem der an die Schweiz angrenzenden Länder entsprechend seiner Lage verschieden. In Frankreich handelte es sich ausschließlich um die innerpolitischen Ziele des Liberalismus; denn seit Jahrhunderten war wie kein anderes dieses Land zu einem starken Ganzen zusammengeschlossen und nahm nach außen eine Großmachtstellung ein, die nie und von niemand bestritten war. In Österreich-Ungarn lagen die Dinge ähnlich, während umgekehrt in Italien das Außenpolitische alles beherrschte: der Kampf gegen den fremden Unterdrücker Oesterreich, der die Einigung des in viele Staaten zersplitterten Volkes bisher verhindert hatte, mußte notwendig auch die Erfüllung der innerpolitischen freiheitlichen Forderungen bringen.

Weitaus am ähnlichsten mit der Lage der Schweiz im Herbst 1847 vor Ausbruch des Sonderbundskrieges war im Vorfrühling 1848 diejenige Deutschlands. Und als jetzt der Sturmwind der Revolution von Westen her über das Land hinbrauste, da erwachte auch dort wie bei uns ein doppelter Kampf: der Kampf um Freiheit im Innern und um Einigung nach außen.

In den Befreiungskriegen gegen Napoleon I. hatte das deutsche Volk seine äußere Unabhängigkeit wieder erkämpft. Aber um die innere Freiheit, die man ihm als gerechten und schönsten Preis seiner in jenen Kriegen gebrachten Opfer versprochen, hatten es die Fürsten betrogen. Seit 1815 herrschte über Deutschland der Geist des österreichischen Ministers Metternich, der Geist der Fürstenallmacht, des Polizeistaates, der Unterdrückung jeglichen Strebens nach Einheit und Freiheit. Der durch die Bundesakte von 1815 geschaffene Deutsche Bundestag war nicht die Vertretung des deutschen Volkes, sondern der deutschen Fürsten, die an der Spitze von 35 der 39 Vaterländer standen, in welche Deutschland zerrissen war. Der Bundestag betrachtete sich vornehmlich als eine Polizeianstalt und sah seine Hauptaufgabe darin, die Fürstenmacht und Zersplitterung im Innern sorgfältig aufrechtzuerhalten, während er sich um die Wahrung der Rechte Deutschlands dem Ausland gegenüber bei weitem nicht so besorgt zeigte. Die innere Unfreiheit erzeugte eine Schwäche nach außen, die eines so großen Landes unwürdig war.

Die französische Julirevolution von 1830, die auf die Schweiz geradezu entscheidend gewirkt hatte, indem sie den Anstoß zur liberalen Erneuerung oder Regeneration gab, die dann mit der

Bundesverfassung von 1848 zum Siege gelangte —, diese Revolution hatte in Deutschland nur schwachen Widerhall gefunden, und alles war beim Alten geblieben. Jetzt aber, 1848, brannte der französische Aufruhr mit solcher Glut, daß er sehr bald auch Deutschland in Flammen setzte. Schon vor den Ereignissen in Paris war zuerst in der badischen Kammer der Antrag auf Einberufung eines allgemeinen deutschen Parlamentes gestellt worden. Nun, da die Kunde vom Sturz des französischen Königtums eintraf, konnten die deutschen Regierungen dem Ansturm des Volkswillens nicht mehr widerstehen. In Österreich errang durch den Aufstand in Wien und den damit bewirkten Sturz des Staatskanzlers Metternich am 13. März, in Preußen durch die Erhebung Berlins am 18. März die Revolution vorläufig den Sieg, und auch in Sachsen und Hannover, sowie den anderen nord- und mitteldeutschen Staaten bekam der Liberalismus die Oberhand; überall gelangte in den sogenannten Märzministerien, die an die Stelle der bisherigen Regierungen traten, die liberale Opposition zur Regierung und verwirklichte viele der freisinnigen Forderungen. Das waren die sogenannten „Märzerrungenschaften". Ganz gleich in Süddeutschland. Auch der König von Württemberg mußte ein liberales Ministerium einsetzen, und der bayrische König sah sich sogar am 20. März zur Abdankung gezwungen. In Hessen-Darmstadt und Hessen-Cassel vollzog sich der Umschwung rasch und fast ohne Gewalt. Im ganzen Reiche flatterten frei die schwarz-rot-goldenen Fahnen wieder, die, von den studentischen Burschenschaftern zuerst entfaltet, kurz nach 1815 den Verfolgungen des Metternichschen Polizeigeistes hatten weichen müssen. Die schwarz-rot-goldenen Farben leiteten sich von denen des mittelalterlichen Reichsbanners ab. Dieses zeigte, wie jetzt das heutige wieder, einen schwarzen Adler auf goldenem Grund; die Reichssturmfahne führte dazu noch einen roten Streifen. Vielleicht bedeutete das Rot aber auch die roten Krallen des Reichsadlers. Gleichviel: die Farben waren das Sinnbild der deutschen Einheit. Und sie erhob jetzt der schlotternde Bundestag selbst zur amtlichen Fahne!

Von allen deutschen Staaten war damals das Großherzogtum Baden den fortschrittlichen und freiheitlichen Forderungen am meisten zugetan. Vielleicht war es für diese Neuerungen so sehr empfänglich, weil es, erst von Napoleon I. geschaffen, noch keine allen Landesteilen gemeinsame geschichtliche Ueberlieferung hatte. Nun kam dieser Gesinnung von außen mächtige Hilfe. Das Großherzogtum hatte im Süden die Schweiz, im Westen Frankreich zum Nachbarn; beinahe die Hälfte der langgestreckten Grenze des schmalen, die deutsche Südwestecke bildenden Landes stand also jetzt mit Völkern in unmittelbarer und unaufhörlicher Berührung, die, seit dem Sieg über den Sonderbund in der Schweiz und seit der Februarrevolution in Frankreich, bereits zu denjenigen politischen Zuständen gelangt waren, die man in Deutschland erst noch erstrebte. Nun hub im ganzen badischen Lande eine gewaltige Bewegung an, die sich in Petitionen an die Regierung und großen Volksversammlungen äußerte. Die wichtigste von ihnen war die in Offenburg am 19. März: unter dem Einfluß der Radikalen beschloß sie die Begründung bewaffneter Volksvereine im ganzen Lande, und diese wurden die stärkste Stütze der Revolution. Die nun in Baden sich rasch entwickelnden revolutionären Ereignisse gehören zu den bedeutendsten jener Zeit in ganz Deutschland.

Fast zwei Jahrzehnte schon saß auf dem badischen Thron der Großherzog Leopold, ein völlig unbedeutender Mensch, so unbedeutend im Guten wie im Bösen, daß auch die ärgsten politischen

Feinde ihm nur ein paar matte Beschimpfungen entgegenzuschleudern vermochten. Seit 1846 hatte Baden auch eine liberale Regierung, freilich von sehr gemäßigtem Liberalismus. Sie stand unter dem Ministerpräsidenten Baptist Bekk; er war eine langweilige und pedantische Schreiberseele, aber eigensinnig und zäh. Die hauptsächlichste der in den andern deutschen Bundesstaaten erhobenen Forderungen, das liberale Ministerium, war demnach hier in gewissem Maße bereits erfüllt. Es konnte sich also nur darum handeln, die Regierung zu rascherem und kraftvollerem Vorgehen anzutreiben. Die ganze liberale Kammermehrheit, zum größten Teil konstitutionell monarchisch gesinnt, erhob nun in der Tat den Ruf nach unverzüglicher Durchführung der freisinnigen Forderungen. Vor allem sollte die Einsetzung eines deutschen Parlamentes erstrebt und durch die Abschaffung der Zensur, welche die freie Meinungsäußerung in den Zeitungen hemmte, die Preßfreiheit verwirklicht werden.

Die badische Regierung gab diesen Begehren ohne weiteres nach. Am 29. Februar versprach sie, „sich von der Reaktion loszusagen", die Einführung der von den Radikalen ebenfalls verlangten Schwurgerichte und der Volksbewaffnung vorzubereiten und die Preßfreiheit zu gewähren; schon am 1. März wurde wirklich die Zensur aufgehoben. Die Radikalen zögerten nicht, von dieser Errungenschaft den rücksichtslosesten Gebrauch zu machen. Von Stunde an bis zur endgültigen Niederwerfung der 1848er Bewegung setzte in den revolutionären Blättern Badens eine Hetze gegen Fürst und Regierung ein, die heute noch ihres Gleichen sucht und gegen welche kaum eingeschritten wurde; in dieser Beziehung konnte in Baden wirklich von Unterdrückung nicht die Rede sein.

Doch diese Zugeständnisse gingen den Männern des linken Flügels der Liberalen, die sich als Radikale gerade damals von jenen deutlich lostrennten, noch lange nicht weit genug. Sie strebten mit voller Entschiedenheit nach der Republik, und ihnen gesellten sich alle diejenigen bei, die, noch bedeutend weiter links stehend, in allen Ländern jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden politischen Zustände unterstützten. Auf deren Trümmern wollten sie dann als nicht nur politisch, sondern vor allem gesellschaftlich völlig neues Gebilde den kommunistischen Staat errichten. Karl Marx hat einige Monate später in seinem „Kommunistischen Manifest" dies Ziel und diese Taktik klar umschrieben. Mit dem erstmaligen Hervortreten dieses äußersten radikalen Flügels hat sich im Frühling 1848 in Deutschland ein Ereignis von größter geschichtlicher Bedeutung vollzogen: der Eintritt der besitzlosen Handarbeiter in die politische Welt. Der Kommunismus oder Sozialismus, den sie vertraten, bildete 1848 mit dem radikalen Bürgertum noch eine einzige Partei; er machte sich aber in der ganzen Bewegung doch schon recht deutlich und selbständig bemerkbar.

Im übrigen Deutschland entwickelten sich die Dinge in ähnlicher Weise, doch lange nicht so stark nach der radikalen Seite wie in Baden. Durch die Ereignisse in Paris ermutigt traten am 5. März 1848 in Heidelberg 52 Liberale aus Südwestdeutschland zusammen und forderten in einer Kundmachung das deutsche Volk zur sofortigen Wahl einer Nationalversammlung auf. Diese sollte Deutschland eine neue Verfassung geben; Einheit und Freiheit sollten ihr wichtigster Inhalt sein. Zur Durchführung dieses Beschlusses wählten die Zweiundfünfzig einen Siebenerausschuß, und dieser erließ am 12. März an alle deutschen Parlamente die Einladung, am 30. März in

Frankfurt zum Vorparlamente sich zu versammeln. Nicht eine einzige der erschreckten deutschen Regierungen wagte diesem Beginnen entgegen zu treten. Am festgesetzten Tage kamen wirklich in der Paulskirche zu Frankfurt 511 Mitglieder der vielen deutschen Volksvertretungen zusammen. Sie konstituierten sich als Vorparlament. Doch zeigte sich sogleich, daß dessen große Mehrheit die Einigung des Reichs auf bundesstaatlicher Grundlage unter einer konstitutionell monarchischen Verfassung wollte. Die Republikaner waren bei weitem in der Minderheit. Mit Unbehagen auch erinnerte sich jetzt das Vorparlament seines ganz zweifellos revolutionären Ursprungs. Es war ja zusammengetreten ohne vorherige Anfrage oder Genehmigung irgend einer Regierung! Erschrocken über die eigene Kühnheit wollte man so schnell als möglich auf den streng gesetzlichen Weg zurückkehren und lehnte deshalb den von Gustav Struve und andern unterstützten Antrag des badischen Abgeordneten Dr. Hecker ab, das Vorparlament möge ununterbrochen tagen bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung. Es setzte vielmehr einen in seiner Mehrheit gemäßigt liberalen Fünfzigerausschuß ein, der im Einvernehmen mit der gesetzlichen deutschen Zentralbehörde, dem völlig konservativen Bundestag, die Einberufung der Nationalversammlung in die Wege leiten sollte. Ihr sollte auch der Entscheid über alle weitern Fragen überlassen werden, vor allem über die sehr wichtige der Volksbewaffnung. Die republikanische Minderheit hatte vergeblich mit allen Kräften versucht, die Volksbewaffnung durch das Vorparlament beschließen und durchführen zu lassen. In diesem Fall hätte, wie sie bestimmt glaubte, das bewaffnete Volk die Republik in Deutschland mit Leichtigkeit erkämpft. Am 3. April 1848 ging das Vorparlament auseinander.

Die Republikaner aber beschlossen, ihre Bewegung nicht einschlafen zu lassen und deshalb im badischen Seekreis, von dem man annahm, er sei der Republik mit besonderer Entschlossenheit ergeben, einen bewaffneten Aufstand zu entfachen. Dieser, so hofften sie, würde dann auf das übrige Baden und von dort auf ganz Deutschland übergreifen, zum mindesten die bald zusammentretende Nationalversammlung in republikanischem Sinne beeinflussen und ihr ein Schutz gegen die Fürsten sein.

So kam es zum ersten Aufstand, oder wie man damals sagte, zur ersten republikanischen Schilderhebung in Baden. Sie wurde ganz nach dem so naheliegenden Muster der schweizerischen Freischarenzüge ins Werk gesetzt und spielte sich in nächster Nähe unserer Grenze ab. Unser Land aber, das dieser und der folgenden badischen Volkserhebung das Vorbild lieferte, verspürte auch sehr stark ihre Ausstrahlung. Und die unvergleichliche geographische Lage Basels, die sein Geschichtsschreiber immer wieder hervorheben muß, bewirkte, daß dies bei unserer Stadt in ganz besonderem Maße der Fall war. Der Schauplatz des ersten badischen Aufstandes, von einem uns so nah verwandten Stamme bewohnt, gehört geographisch ja völlig zu Basel. Dies mag es rechtfertigen, wenn auf den folgenden Blättern fast ebensoviel von der deutschen, wie von der Basler- und Schweizergeschichte des Jahres 1848 die Rede ist.

II. Die Schweiz und Basel im Frühjahr 1848.

Zur Zeit des Ausbruchs dieses ersten badischen Aufstandes hatte die Schweiz durch den Sieg über den Sonderbund die liberalen Forderungen schon durchgesetzt, um deren Verwirklichung ihre Nachbarländer nun erst kämpften: die Freiheit nach innen und den Zusammenschluß nach außen. Jetzt galt es, diese Errungenschaften für die Zukunft festzuhalten und zu sichern. Mit größtem Eifer war man deshalb sogleich an die Beratung der neuen Bundesverfassung gegangen, und jetzt befand man sich mitten in dieser Arbeit. Die fürstlichen Regierungen der Nachbarländer, die noch vor einem halben Jahre in unsere innern Verhältnisse so ungescheut sich eingemischt, hatten jetzt keine Zeit dazu, sie zu stören; sie waren vollauf damit beschäftigt, sich ihren eigenen Völkern gegenüber zu behaupten. Still harrte indes in tiefer Ruhe die Schweiz ihres großen Erneuerungswerkes. Das revolutionäre Fieber, das alle ihre Nachbarn durchglühte, vermochte ihr nichts mehr anzuhaben; sie hatte im Sonderbundskrieg die große Entladung ihrer innern Krankheitsstoffe soeben glücklich überstanden und war dadurch für alle revolutionäre Ansteckung unempfänglich geworden.

Nur eine Gefahr drohte ihr noch. Der europäische Radikalismus, so national er in allen Ländern war, hatte doch auch einen internationalen Zug. In dieser Partei gab es überall Heißsporne, die über die Grenzen ihrer Länder hinaus die radikalen Ziele in ganz Europa durchsetzen und zu diesem Behufe den ausländischen Bruderparteien bewaffnete Hilfe bringen wollten. Auch in der Schweiz fehlte es an solchen nicht; der Waadtländer Druey, der Genfer James Fazy, Stämpfli und Niggeler in Bern waren ihre hervorragendsten Führer. Ihnen standen gegenüber die gemäßigten Radikalen, denen nicht ein radikales Europa, sondern die im Sinne ihrer Bestrebungen umzubildende Schweiz das Wichtigste war. Sie sahen die großen Gefahren ein, die über die Eidgenossenschaft heraufbeschworen wurden, wenn sie, noch mitten in eben dieser Umbildung begriffen, sich jetzt in fremde Händel, ja in Kriege mischte. Kein Mensch vermochte deren Ausgang vorauszusagen; sie konnten der Schweiz geradezu den Untergang bringen. Für diese staatsmännisch denkenden Radikalen konnte auch jetzt die Richtschnur der Schweiz nur der Grundsatz sein, der seit über drei Jahrhunderten sie durch die blutigsten Umwälzungen Europas glücklich hindurchgeführt: die Neutralität. Mit ihr war nicht nur vereinbar, es war ihre notwendige Folge und Ergänzung, daß die Schweiz ihr altes Vorrecht auch jetzt wieder hochhielt, die Freistatt, das Asyl der politischen Verfolgten zu sein. Ihr Schutz sollte nach wie vor einem jeden gewährt werden, der sich durch ruhiges Verhalten seiner würdig erwies.

Zum Glücke des Vaterlandes zeigte sich bald, daß diese besonnene Richtung unter den Radikalen die Mehrheit besaß.

Noch war der Bundesvertrag von 1815 in Kraft: den losen schweizerischen Staatenbund leitete in zweijährigem Wechsel jeweilen die Kantonsregierung der drei Vororte Zürich, Bern und Luzern. Im Revolutionsjahr 1848 war es Bern, das als Vorort amtete. Die Bernerregierung erkannte weitschauend alsobald die ganze Bedeutung der ihr kaum bekannt gewordenen Pariser Februarereignisse. So radikal sie war: nicht einen Augenblick bestand für sie ein Zweifel über die Haltung, welche die Schweiz in dem nun heraufziehenden Ungewitter einzig einnehmen konnte. Am 28. Februar erließ sie als eidgenössischer Vorort ein Kreisschreiben an sämtliche Kantone. Es sagte voraus, daß die vor vier Tagen erfolgte Ausrufung der Republik in Frankreich weittragende Folgen haben werde. „In Frankreich und in mehreren andern Staaten bereiten sich wichtige Ereignisse vor. Die Schweiz wird unter allen Umständen neutral sein müssen. Es dürfte ratsam sein, auf alle Vorgänge im Innern ein wachsames Auge zu richten, auf daß alles vermieden werde, was zu Verwicklungen und Ungelegenheiten führen könnte." Der Vorort ermahnte die Stände zu größter Wachsamkeit und zur Bereitstellung ihrer bewaffneten Macht. Die Grenzkantone wurden besonders eingeladen, dem Vorort von wichtigen Ereignissen im Ausland Meldung zu machen. „Flüchtlingen", empfahl der Vorort ferner, „ist in Handhabung des Asylrechtes und nach dem Gesetze der Humanität ein ruhiger Aufenthalt zu gewähren. Doch sind sie zu entwaffnen, und es ist darüber zu wachen, daß sie das zugestandene Asyl nicht zu Umtrieben gegen die Nachbarstaaten mißbrauchen."

Mit diesem Kreisschreiben war schon vor dem Ausbruch der deutschen Revolution ein Entscheid von größter Tragweite für die Schweiz gefallen. In ihm sind die Grundsätze niedergelegt, welche während der beiden Revolutionsjahre von 1848 und 1849 die schweizerische Landesregierung, zuerst der Vorort, und vom 20. November 1848 an der Bundesrat, allzeit beobachtet und an denen sie, durch keinerlei Anfeindungen beirrt, zum Wohle des Landes unverbrüchlich festgehalten hat. Sie lassen sich in die zwei Worte zusammenfassen: Neutralität und Asyl.

Zum Glücke zeigte sich wenig später, daß die gemäßigte Richtung des Radikalismus, welche die strenge Neutralität wollte, nicht nur im Vorort, sondern auch in der Tagsatzung und überhaupt im Schweizervolke die Mehrheit hinter sich hatte. Im März war auch in Italien die Revolution ausgebrochen und hatte die österreichische Fremdherrschaft in Oberitalien und der Toskana für den Augenblick gestürzt. An die Spitze der italienischen Freiheitsbewegung hatte sich der erst ganz kürzlich mit überraschender Plötzlichkeit liberal gewordene König Karl Albert von Sardinien gestellt und schickte sich jetzt an, dem unter dem 82jährigen Feldmarschall Radetzki wieder heranrückenden österreichischen Heere auf dem Schlachtfeld entgegenzutreten. Er sah sich dazu nach Hilfe um und bot zu diesem Behufe der Schweiz jetzt ein förmliches Bündnis an. Dafür, daß man es annehme und damit sich in einen Krieg gegen Oesterreich stürze, sprach sich die ganze italienische und französische Schweiz aus, dagegen mit wenigen Ausnahmen die deutsche. Es ging damals ein Riß durchs Land gerade so tief wie während des Weltkrieges, nur daß vielleicht im Jahre 1848 die Parteien noch heftiger gegeneinander eiferten. Am 18. April, gerade in den

Tagen, da der erste badische Aufstand begann, lehnte die Tagsatzung das Bündnisangebot mit entschiedener Mehrheit ab. Das war aufs Neue von größter Bedeutung für die Eidgenossenschaft: die bisher vom Vorort innegehaltene Neutralitätspolitik war damit vor aller Welt bestätigt und für unabsehbare Zeit wiederum als unverrückbares Grundgesetz der Schweiz verkündet. Auch unter den ganz linksstehenden Radikalen erkannten die bedeutenden Köpfe deutlich, daß damit ein endgültiger Entscheid getroffen war und richteten fortan ihr Verhalten darnach ein. Vor allem der bis dahin extrem radikale Henri Druey. Er hatte sich in der Tagsatzung leidenschaftlich für das Bündnis eingesetzt; aber sowie der Entscheid für die Neutralität gefallen, unterwarf er sich ihm rückhaltslos, da er ihn als den Ausdruck des mehrheitlichen Volkswillens anerkannte. Als Bundesrat ist er dann bald einer der wertvollsten Vertreter der schweizerischen Neutralitätspolitik geworden.

Den Ereignissen vorgreifend sei hier bemerkt, daß dann Karl Albert auch ohne schweizerische Hilfe gegen Oesterreich zu Felde zog. Im Mai errang er Erfolge bei Goito und Peschiera am Gardasee; doch in der Schlacht bei Custozza vom 23. bis 25. Juli schlug ihn Radetzki vernichtend aufs Haupt und richtete die österreichische Herrschaft in Italien wieder auf. Noch einmal versuchte der Sardenkönig im März des folgenden Jahres das Waffenglück für Italiens Einheit und Freiheit; doch bei Novarra siegte Radetzki abermals über ihn, und Karl Albert dankte ab. Erst unter seinem Sohne Viktor Emanuel gelang zehn und mehr Jahre später das große Werk. Auch diese beiden italienisch-österreichischen Kriege der Jahre 1848 und 1849 zogen die Schweiz stark in Mitleidenschaft. Die Grenzen im Tessin und Südgraubünden mußten stark besetzt werden, mit Feldmarschall Radetzki entstanden zeitweise schwere Verwicklungen, und die italienischen Flüchtlinge, die über die südlichen Grenzen in unser Land und selbst bis nach Basel kamen, gaben sehr viel zu schaffen. Doch auch durch diese Nöte kam unser Land glücklich hindurch, weil es unerschütterlich an seinen zwei Leitgedanken festhielt: Neutralität und Asyl.

Wie stellte sich nun zu diesen der Kanton Basel-Stadt?

Zur Neutralität war die Haltung Basels gegeben. Wie wir im letzten Neujahrsblatt gesehen, war damals seine Bürgerschaft noch überwiegend konservativ. Das kam auch deutlich zum Ausdruck in den Persönlichkeiten der beiden Männer, die damals die Standeshäupter Basels waren: der Bürgermeister Johann Rudolf Frey (s. dessen Bildnis S. 61 des Neujahrsblattes für 1907) und Felix Sarasin.

Sarasin war am 29. April 1847 als Nachfolger des zurücktretenden Karl Burckhardt-Paravicini gewählt worden und trat, da er zunächst das Amt des zweiten Bürgermeisters bekleidete, bei den Ereignissen, die wir auf diesen Blättern zu schildern uns anschicken, nicht stark hervor. Denn vom eben genannten Tage seiner Wahl an bis Ende Mai 1848 versah der bedeutend ältere Frey die Stelle des ersten oder Amtsbürgermeisters und trug deshalb vor allen andern die Verantwortung für Basels äußere Politik. Es war das letzte Jahr, daß man von einer solchen noch reden konnte; wenige Monate später trat die neue Bundesverfassung in Kraft und machte jeder selbständigen außerpolitischen Betätigung der Kantone für immer ein Ende, indem sie dieses Gebiet ausschließlich dem Bunde zuteilte.

Der Bürgermeister Frey hatte diese Ehrenstelle seit 1830 inne und näherte sich jetzt dem 70. Lebensjahr; doch war seine Kraft noch ungebrochen, und nach wie vor vertrat er nach außen den Stand mit der ihm eigenen würdevollen Haltung.

Frey wie Sarasin waren ausgesprochene Konservative, der ältere natürlich noch entschiedener als der jüngere. Doch waren beide viel zu gescheit, um sich dem Unabänderlichen entgegenstemmen zu wollen. Der eben im Gang befindlichen Umbildung der Eidgenossenschaft im liberalen Sinn widerstrebten sie deshalb nicht und suchten höchstens auf diese Entwicklung mäßigend einzuwirken.

Der großen konservativen Mehrheit gegenüber unter diesen nicht unbedeutenden konservativen Staatshäuptern hatten die Basler Radikalen einen schlimmen Stand. Sie verführten zwar, nach Art aller jungen Oppositionsparteien, einen gewaltigen Lärm; doch niemand täuschte sich darüber, daß dieser bei weitem nicht ihrer wirklichen Bedeutung und Stärke entsprach. So auch in bezug auf die Neutralität. Die große Mehrheit der Basler Bürgerschaft, in der zum Teil noch frisch die schmerzvolle Erinnerung an die Wirren der 1830er Jahre lebte, war schon rein gefühlsmäßig jeder Revolution grundsätzlich und gründlich abhold. Doch für die Fürsten hatte man auch in Basel dank seiner jahrhundertealten republikanischen Vergangenheit nur wenig übrig, wenn schon der Bürgermeister Frey mit den benachbarten großherzoglich badischen Behörden auf sehr vertrautem Fuße stand. Man konnte sich weder für die eine noch für die andere Partei erwärmen. Mit andern Worten: man war neutral.

Daß dies der Stand der öffentlichen Meinung in Basel war, ist aus den damals hier erscheinenden Blättern deutlich zu sehen. Nicht nur der „Christliche Volksbote“ und die streng konservative „Basler Zeitung“, sondern auch „Tagblatt“ und „Intelligenzblatt“, die etwa einmal liberalen, ja radikalen Anwandlungen nicht unzugänglich waren, vertraten mit Entschiedenheit den Standpunkt der Neutralität. Die „Nationalzeitung“ allein, zu jener Zeit eines der schärfsten radikalen Schweizerblätter, nahm leidenschaftlich für die Revolution Partei und führte dabei eine Sprache, die häufig an die der Jakobiner in den Tagen der großen französischen Umwälzung erinnert. Nicht selten und nicht ungern ließ sie durchblicken, daß über die Neutralität der Schweiz in diesem europäischen Kampfe das letzte Wort noch keineswegs gesprochen sei. Doch ihre Heftigkeit änderte nichts daran, daß diese Meinung nur von einem kleinen Teile der Bürgerschaft geteilt wurde. Den Willen dieser Bürgerschaft führte die Regierung durch, und so ergibt sich die seltsame Tatsache, daß das konservative Basel während der zwei deutschen Revolutionsjahre die von der radikalen Landesregierung vorgeschriebene Neutralität ungleich gewissenhafter innehielt als alle andern nördlichen Grenzkantone, die doch parteipolitisch ganz auf Seiten der Männer standen, die damals die Geschicke der Eidgenossenschaft leiteten.

Was das A s y l betrifft, befand sich Basel allerdings nicht in so vollkommener Uebereinstimmung mit dem Vorort und später mit dem Bundesrat. Politischen Flüchtlingen etwas in den Weg zu legen, wenn sie den Kanton Basel-Stadt bloß durchreisten, das kam zwar niemand in den Sinn. Aber den Revolutionshelden dauernden Aufenthalt zu gewähren war Basel zuwider, einfach aus Abneigung gegen den Umsturz. Das war der tatsächliche Grund der Asylverweigerung, die Basel vom

Anfang des ersten badischen Aufstandes an bis zum Schlusse der ganzen deutschen Revolutionsbewegung ständig handhabte. Allein es trat ein anderer Umstand hinzu, der diesen von unserer Stadt allerdings nie offen bekannten Ursprung der strengen Maßnahme ganz in den Hintergrund treten und sie jedem besonnenen Schweizer als durchaus gerechtfertigt und für das ganze Land sogar unerläßlich erscheinen ließ: Basels geographische Lage. Das ganze Gebiet des Kantons war so nahe an der Grenze, daß es völlig unmöglich erschien, in Basel weilende politische Flüchtlinge auch bei der schärfsten Ueberwachung an jenen Umtrieben nach dem Auslande zu hindern, die sogleich in seinem ersten Kreisschreiben der Vorort selbst als für die Schweiz so gefährlich bezeichnet hatte. Unmittelbar nach dem Heckerzuge sah sich die Schweizer Regierung sogar zu der Vorschrift gezwungen, daß die politischen Flüchtlinge in einem mehrere Stunden landeinwärts reichenden Grenzstreifen überhaupt nicht mehr geduldet werden dürften, und nach dem Struveputsch im September 1848 und gar nach dem dritten Aufstand des Jahres 1849 wurde diese Maßnahme noch verschärft. Dieser Grenzstreifen reichte landeinwärts weit über den Kanton Basel-Stadt hinaus. Was also Basel vornehmlich aus konservativer Gesinnung tat, das billigte, ja befahl die radikale Landesregierung aus einem höhern Grunde: zum Besten des Landes. So stand auch in bezug auf das Asyl unser Kanton von Anfang an ganz auf dem amtlichen eidgenössischen Boden.

III. Die Grenzbesetzung gegen Frankreich.

Das erste deutlich spürbare Anzeichen, daß es in Basels Umgebung unruhig zu werden begann, kam nicht von Deutschland her, sondern war eine Welle, die der bereits im Abflauen begriffene Sturm der französischen Revolution an unsere Grenze trieb. Vom allgemein aufrührerischen Geiste angesteckt, machten anfangs März im Oberelsaß die Bauern ihrem alten Grolle gegen die Juden Luft. Wohl mochte er zum guten Teil nicht unberechtigt sein, da viele Angehörige jenes Handelsvolkes sich mannigfacher Uebervorteilung und wucherischer Ausbeutung der Landleute schuldig gemacht hatten; doch paßte es schlecht zu der soeben in Paris verkündeten Verbrüderung aller Menschen, daß ihm gerade jetzt so ungezügelter Lauf gelassen wurde. Wie überall in den Elsässerdörfern, wo viele Juden wohnten, wurden auch im nahen Hegenheim und in Hagenthal wüste Ausschreitungen gegen sie begangen. Sie flohen in Massen nach den bernischen und landschaftlichen Grenzgemeinden und vornehmlich nach Basel. Hier scheinen sie gut aufgenommen worden zu sein; am Ende des Monats dankte der Rabbiner Samuel Levy von Niederhagenthal in den öffentlichen Blättern für die Menschenfreundlichkeit, die man ihnen zu Stadt und Land entgegengebracht habe.

In aller Eile entsandte die französische Regierung Truppen nach dem unruhigen Grenzwinkel. Aber noch vor ihr hatte sich angesichts dieser Bewegung, die da und dort nicht nur gegen die Juden, sondern gegen die Besitzenden überhaupt sich richtete, der eidgenössische Vorort entschlossen, einige Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Unmöglich war es nicht, daß raubende Horden dieses „Judenrumpels", wie die Erhebung genannt wurde, auch in die Schweiz eindrangen. Er bot nebst zwei Berner Bataillonen das stadtbaslerische Infanteriebataillon auf, das die stolze Bezeichnung des Jägerbataillons No. 55 trug. Es rückte am Sonntag den 5. März ein und trat sofort in den eidgenössischen Dienst.

Der Bataillonskommandant Adolf Hübscher schlug seinen Sitz in Basel auf; nach den vom eidgenössischen Kriegsrat ihm erteilten Befehlen ließ er andern Tages die I. Kompagnie Allschwil und Schönenbuch, die II. Biel und Benken und die III. Flühen und Mariastein besetzen; bei sich in Basel behielt er die IV. Kompagnie. In der Folge wechselten dann die Kompagnien ihre Standorte unter sich. Mit seinem linken Flügel sollte Hübscher sich an den rechten des Berner Bataillons No. 62 unter dem Oberstleutnant Ganguillet anschließen, das in Delsberg lag. Da dieses Bataillon aber in der Richtung nach Basel nicht über Laufen hinausgriff, gelang die Verbindung nicht, trotzdem die Basler Jäger auf den bodenlosen Vorfrühlingspfaden des Leimentals bis weit nach Burg hinüberstreiften. Doch hatte es nichts zu sagen, daß man sich nicht fand;

denn alsobald stellte sich die Harmlosigkeit der elsässischen Unruhen für die Schweiz heraus, und zudem rückten nun auch die französischen Truppen in die Judendörfer ein. Die Ordnung wurde an der ganzen Grenze nirgends mehr gestört.

Die französischen Behörden, Verwaltung und Militär, legten Wert darauf, mit der schweizerischen Grenztruppe in gutem Einvernehmen zu stehen. Der in Blotzheim residierende außerordentliche Regierungskommissär und der Kommandant der an die Grenze geschickten colonne mobile machten dem Kommandanten Hübscher in Basel schon am 7. März einen Besuch und legten ihm nahe, zu einer öffentlichen Bezeugung gegenseitiger Achtung und Freundschaft die Hand zu bieten. Der Kommandant des Basler Bataillons versprach, am andern Tag mit den in Basel und in Allschwil liegenden beiden Kompagnien persönlich eine „Streife" der Grenze nach zu unternehmen und gab genau die Zeit an, da er bei Schönenbuch vorbeikommen werde. Dort wollten ihn die Franzosen erwarten. Die Kundgebung gelang in allen Teilen. Als am 8. März die Basler Jäger am abgeredeten Orte erschienen, stand unter dem französischen Kommandanten eine überraschend stattliche Schar bereit: eine Schwadron reitende Jäger, eine Kompagnie des 17. Infanterieregiments, die Blotzheimer Pompiers, sowie eine Abteilung Nationalgarde. Mit wichtigen Mienen salutierte man sodann, „wir auf Schußweite diesseits, die französischen Truppen jenseits der Grenze". Die Basler machten Halt; die Offiziere drückten den französischen Kameraden die Hände, und der Regierungskommissär sprach einige freundliche Worte. In seinem Bericht an den Eidgenössischen Kriegsrat bekennt der Kommandant Hübscher, der nicht recht traute, wie man sein Verhalten höheren Ortes beurteilen werde, in etwas bänglichem Ton, er habe hierauf seinen Jägern drei Viertelstunden frei und ferner den Franzosen die Erlaubnis gegeben, daß sie nach abgelegten Waffen für ebenso lange Zeit nach Schönenbuch hereinkommen dürften. In drangvoller und verqualmter Enge spärlicher Trinkgelegenheiten sah dann das Dörfchen eine soldatisch laute franco-helvetische Verbrüderung. Kein Mißklang störte den Anlaß, und auch der hohe Eidgenössische Kriegsrat hatte nichts dagegen einzuwenden, als er von Hübschers Berichte Kenntnis nahm.

Am 11. März befahl der Vorort infolge der völlig beruhigenden Berichte, die er von der ganzen französischen Grenze her erhielt, die Entlassung des Bataillons 55; am Abend des 14. war sie vollzogen. Der heiße Herzenswunsch der Basler Jäger war damit erfüllt: sie kamen gerade recht, um wenigstens noch den Fastnachtmittwoch am 15. März mitzumachen und mochten dies nun als Lohn betrachten für ihre gute Haltung während dieser kurzen Grenzbesetzung. Besonders erfreulich war, daß sie auch mit der landschaftlichen Bevölkerung auf bestem Fuße gestanden hatten. Die zarten Beziehungen schmucker Jäger zu ländlichen Schönen, die sich naturgemäß eingestellt, die waren der Politik zwar entrückt. Aber die städtischen Auszugssoldaten, die jetzt seit 15 Jahren wieder zum ersten Mal den Boden der Landschaft betraten, hatten sich durch ihr freundliches Benehmen bei der gesamten dortigen Einwohnerschaft einen guten Namen gemacht. Sie waren gekommen, von anderm Geiste beseelt als ihre Väter in den traurigen Tagen der 1830er Wirren. Sie hatten die eidgenössische Armbinde getragen. Von keinen schmerzlichen Erinnerungen an jene trübe Zeit belastet hatten sie so einen ersten Schritt auf dem Wege der Wiederannäherung getan. Bald sollte den Landschäftlern Gelegenheit zu Bedeutsamerem sich bieten.

IV. Die Wacht an der deutschen Grenze.

Kaum hatten die Basler Jäger den Soldatenrock recht ausgezogen, so wollte sie bedünken, daß sie wohl bald wieder an die Grenze ziehen müßten, und dann, dachten sie alle, werde es wohl etwas ernster aussehen als kürzlich im Leimental. Immer mehr wurde überall von einer Gefahr gesprochen, die aus dem Elsaß der Stadt drohe. Auch kauften den ganzen Monat März über die aufgeregten badischen Nachbarn, die unter den Augen ihrer erschrockenen Regierung und keineswegs von ihr daran verhindert sich in den Volksvereinen zum Kampfe um die Republik zusammenschlossen, in Basel an Waffen auf, was nur zu bekommen war. Die badischen Zöllner ließen alles anstandslos über die Grenze. Am 13. März stieg unter dem Namen einer Madame Hoffmann die spanische Tänzerin Lola Montez mit Dienerschaft zu Dreikönigen ab und reiste am andern Morgen weiter. Sie war die Geliebte des bayrischen Königs Ludwig gewesen; die Münchner Revolution hatte ihn zur Abdankung und sie zur Flucht gezwungen.

In Deutschland schien allen Nachrichten zufolge Jahrhundertealtes überall zu wanken, wenn nicht zusammenzubrechen. Die Judenunruhen im Elsaß waren allerdings vorläufig vorbei. Nun aber erregten andere Elsässer Mißstände in Basel andere Sorgen. Wie in ganz Frankreich, so war auch dort die Arbeitslosigkeit damals groß, und man befürchtete deshalb, daß Scharen beschäftigungsloser elsässischer Arbeiter nach Basel sich wenden könnten. Die nächtlichen Patrouillen vor der Stadt und der Polizeiposten im „Eisenbahnhof" wurden verstärkt. Aufgebote ergingen noch keine; man glaubte vorläufig mit der etwa 50 Mann starken Polizei und der Standestruppe sich noch behelfen zu können.

Aber schwül lag die drohende Zeit auf der Stadt. Es war wie das erste Aufblitzen des heranziehenden Gewitters, als am 26. März in der „Nationalzeitung" das prächtige Revolutionslied Ferdinand Freiligraths auf die schwarz-rot-goldenen Farben erschien mit der stets sich wiederholenden Aufstachelung zur Empörung: „Pulver ist schwarz, Blut ist rot, golden flackert die Flamme!" Wenn einst die Geschichte der radikalen Partei in Basel geschrieben wird, dann werden in ihr die Revolutionsjahre von 1848 und 1849 eines der merkwürdigsten Kapitel bilden. Denn dort wird der Nachweis leicht zu erbringen sein, daß damals diese Partei ein Mittelpunkt, ja geradezu eine Sammelstelle der republikanischen Bewegung in den Nachbarländern war. Die Tatsache, daß dieses Freiligrathsche Gedicht schon zwei Tage nach seinem Ersterscheinen in der revolutionären „Deutschen Londoner Zeitung" von der „Nationalzeitung" abgedruckt und somit hier zuerst in der Schweiz, wahrscheinlich aber auf dem Festland überhaupt, veröffentlicht wurde, ist

einer der Anhaltspunkte für die damaligen sehr weitreichenden internationalen Beziehungen der Basler Radikalen.

Wichtiger aber als all das war, daß in dieser zweiten Hälfte des Monats März 1848 ein Ereignis seine Schatten vorauswarf, das uns später noch näher beschäftigen wird: der Herweghzug. Auf ihn bezogen sich die Gerüchte, die etwa Mitte März begannen und dann nie mehr verstummen wollten. Durch den unklugen Lärm, mit dem der Dichter Georg Herwegh und seine Genossen jenen Zug in der Mitte des Monats März in Paris ins Werk setzten, bereiteten sie diesen Redereien den Boden, welche die Größe des Unternehmens maßlos übertrieben und nicht nur Süddeutschland, sondern auch beträchtliche Teile der Schweiz in bange Spannung versetzten. Denn immer bestimmter hieß es, die deutschen Demokraten, die in Paris sich auf den Weg machten, um in Deutschland die Republik zu errichten, hätten im Sinn, bei Basel in die Schweiz zu kommen und erst von dort aus in ihre Heimat einzufallen, nachdem sie sich zu diesem Behufe mit den in der Schweiz ansässigen revolutionären Deutschen vereinigt hätten.

Für unser Land erwies sich der „Franzosenlärm", wie dieses Gerede genannt wurde, als großes Glück. Weil er dem Ausbruch der Feindseligkeiten an unsern Grenzen um einen ganzen Monat vorauseilte, gab er den schweizerischen Regierungen Gelegenheit, bei Zeiten ihre Vorkehrungen zu treffen. Zwar nahmen die Ereignisse in Baden dann einen andern Gang, als man bei uns erwartet hatte: der Herweghzug, den man zuerst allein ins Auge faßte, und von dem man später glaubte, er komme zum mindesten doch zuerst, machte sich erst ganz am Schlusse der Aprilwirren in Baden geltend. Und vor ihm traten Ereignisse ein, von deren Kommen man erst in letzter Stunde erfuhr. Wäre man durch den Franzosenlärm nicht gewarnt gewesen, man wäre ihnen ganz ungerüstet gegenübergestanden. So aber war Basel und die umliegende Schweizergrenze gedeckt, als es am 20. April unweit der Stadt zum ersten Gefechte des badischen Aufstandes kam. In diesem Treffen kämpften aber nicht die Scharen Herweghs, sondern diejenigen Heckers gegen die fürstlichen Truppen.

Veranlaßt durch den Franzosenlärm und daneben auch durch die Erwartung eines Andrangs elsässischer Beschäftigungsloser ernannte der Kleine Rat am 23. März für den Fall eines plötzlichen Alarmes, den man ernstlich in Erwägung zog, zum Oberbefehlshaber der gesamten aus Kontingent (Auszug), Landwehr und Bürgergarde bestehenden baselstädtischen Streitkräfte den Obersten Johannes Burckhardt, der sich in früherer Zeit als Chef der Standestruppe und dann vor allem im vergangenen Jahr als Kommandant der 2. Division des unter General Dufour gegen den Sonderbund operierenden eidgenössischen Heeres bewährt hatte.

* * *

Die Deutschen in Basel, die schon damals einen nicht unbeträchtlichen Bruchteil der etwa 27,000 Einwohner der Stadt ausmachten, blieben von den Ereignissen in ihrem Vaterlande nicht unberührt. Gleich wie an andern Orten der Schweiz hielten sie auch hier Versammlungen ab, die

stark besucht wurden. Nachdem schon am 26. März auf eine Einladung in der „Nationalzeitung“ hin einige hundert Deutsche im Neubad zusammengetreten waren und für die Republik sich ausgesprochen hatten, fand in Basel die erste große Deutschenversammlung am 27. März in der Safranzunft statt. Es wurde ein Schreiben Johann Philipp Beckers aus Biel verlesen, der trotz seinem ein Jahr zuvor erworbenen bernischen Bürgerrechte sich immer noch durchaus nur als Deutscher, vielleicht als Internationaler, auf jeden Fall aber nicht als Schweizer fühlte. Dieser scharf sozialistische, ja kommunistische Republikaner, der in der ganzen deutschen Revolutionszeit von 1848 und 1849 eine bedeutende Stellung einnimmt und sich im dritten badischen Aufstand von 1849 als einen der tüchtigsten republikanischen Heerführer erwies, forderte in dem Brief die Deutschen in der Schweiz zur Bildung einer deutschen Legion auf, mit der er, ganz gleich wie Herwegh, den Kämpfern um die Republik in der Heimat zu Hilfe kommen wollte. Schon vorher hatten einige Deutsche im basellandschaftlichen Neubad, wo die Ueberwachung weniger streng war und auch in Basel selbst in solcher Absicht heimlich Waffenübungen abgehalten; jetzt forderten in der Versammlung viele, daß damit in verstärktem Maße fortgefahren werde. Aber eine größere Zahl sprach dagegen, und daß die Gemäßigten in der Mehrheit waren, erzeigte sich bei der Abstimmung: es wurde vorläufig nur beschlossen, daß ohne Erlaubnis der Basler Regierung keine Waffenübungen sollten abgehalten werden. Das kam dem Aufgeben dieser Uebungen auf Basler Boden gleich; denn man wußte, daß die Regierung niemals die Erlaubnis dazu erteilen werde. Eine zweite Versammlung am 29. März verlief bewegt; die Revolutionäre schienen diesmal vorzuherrschen. In ihr wurde ein Brief Herweghs aus Paris verlesen, der eine gleiche Aufforderung zum Zuzug wie diejenige Beckers enthielt. Ein badischer Soldat forderte zum Aufstand auf und gab die Erklärung ab, daß er und seine Kameraden nie auf das Volk schießen würden. Schon gingen Listen um, auf denen die sich eintrugen, welche nach Deutschland zu ziehen gedachten. Dagegen erhob sich aber auch Widerspruch; in Lärm und Aufregung ging man auseinander, ohne zu festen Beschlüssen gelangt zu sein. Schon tags darauf versammelten sich die Deutschen zum dritten Mal, und wieder war das Verhältnis der Parteien anders. Professor Eckert-Faesch riet dringend von bewaffnetem Zuzug ab, da dieser die schweizerische Neutralität verletzen würde. Doch sei es selbstverständlich jedem unbenommen, sich draußen anzumelden und zu bewaffnen. Damit erklärte sich die große Mehrheit einverstanden.

Um jene Zeit erschien auch in der „Nationalzeitung“ ein Aufruf der Deutschen in Basel an das deutsche Volk; sie erklärten darin ihre gänzliche Unabhängigkeit von der deutschrepublikanischen Bewegung in Paris und ihren Willen, nur dann bewaffnet nach der Heimat zu kommen, wenn das Deutsche Parlament sie rufe. Daß aber auch ganz revolutionär gesinnte Deutsche in unserer Stadt verweilten, das zeigte eine wenige Tage später in derselben Zeitung erscheinende Einladung an ihre Landsleute, sich einer „Deutschen Legion in der Schweiz“ anzuschließen. Zwar ist eine solche Vereinigung damals nicht zu stande gekommen; allein in dem Aufruf war deutlich die Absicht kundgetan, man wolle der deutschen Republik mit den Waffen zu Hilfe kommen, und mancher Basler Spießbürger mag wenig erbaut gewesen sein, als er darin den schwungvollen Vers las:

Und bis das letzte Volk gesiegt,
Der letzte Thron zertrümmert liegt,
Der letzte Königsstamm verdorrt,
Bleibt das der Völker Losungswort:
Rache!

* * *

Am Ende des Monats März verdichteten sich die Gerüchte über den Heranmarsch der deutschen Revolutionäre von Straßburg her immer mehr; sie wurden jetzt zu ganz bestimmten Nachrichten. Auch die badischen und andere deutsche Behörden übermittelten solche mit gleichem Inhalt an die schweizerischen. Sie wendeten sich sowohl an den Vorort wie an die Regierungen der nördlichen Grenzkantone, in besonders vertraulichen Worten an diejenige von Baselstadt, deren konservative Gesinnung ihnen wohlbekannt war. Gleichzeitig äußerten sie immer wieder die Befürchtung, es würden Einfälle deutscher Republikaner aus der Schweiz nach ihrer Heimat vorbereitet.

Gleich den eidgenössischen Behörden hatte auch die Basler Regierung jener Zeit, der Kleine Rat, schon seit dem Ausbruch der Revolution in Paris den tiefen Ernst der Zeit erkannt und stand in Erwartung schwerwiegender Ereignisse für die ganze Schweiz. Jetzt, in den ersten Tagen des Monats April, hatte sie die feste Ueberzeugung gewonnen, daß nunmehr die Schweizergrenze um unsere Stadt in der Tat ernstlich bedroht sei. Es liefen unaufhörlich bei ihr bestimmte Nachrichten ein, wonach die Revolutionäre, die sich in Straßburg zu sammeln begannen, wahrscheinlich in der Gegend Basels den Schweizerboden zu betreten beabsichtigten. Dazu kam ferner die wachsende Gefahr eines Ausfalles der in der Schweiz ansässigen revolutionären Deutschen nach Deutschland. Wenn ein solcher unternommen wurde, so war zu vermuten, daß er über Basel ging. Am 4. April teilte auch der Vorort der Basler Regierung mit größter Beschleunigung eine Anzeige des schweizerischen Geschäftsträgers in Paris mit, welche den Einfall der in Straßburg täglich eintreffenden Freischärler bei Basel als sehr wohl möglich bezeichnete. Der Vorort ersuchte um größte Wachsamkeit und sofortige Weitermeldung aller wichtigen Nachrichten nach Bern. Die Basler Regierung war entschlossen, allen Versuchen solcher Ein- und Ausfälle mit Festigkeit entgegenzutreten und nötigenfalls auch vor der Gewalt nicht zurückzuschrecken.

Sehr viel kam darauf an, wie Baselland sich jetzt verhielt. Die städtische Regierung stand mit dem Nachbarkanton in korrektem, doch ziemlich kühlem und zurückhaltendem Verkehr. So war es schwer, die wichtige Frage mit Sicherheit zu beantworten. Konnte man darauf rechnen, daß Baselland, das sonst so bundestreue, auch diesmal den ihm vielleicht recht unbequemen Weisungen des Vorortes Folge leisten, auch seinerseits die Neutralität aufrechterhalten werde? Oder war zu befürchten, daß seine radikale Gesinnung mit ihm durchbrennen und es sich zu einer Begünstigung, vielleicht gar zu offener Hilfeleistung an die deutschen Revolutionäre werde verleiten lassen?

Darüber mußte man Gewißheit haben und sandte in den nächsten Tagen den Ratsherrn und Artillerieobersten Johann Jakob Stehlin nach Liestal. Die Wahl war nicht nur seiner

militärischen Eigenschaften wegen auf ihn gefallen. Der Vater dieses klugen und äußerst tatkräftigen Mannes, den wir bei den Ereignissen von 1849 wieder an hervorragender Stelle treffen werden, war aus dem basellandschaftlichen Benken nach Basel eingewandert; Stehlin stand also den Liestaler Regierungsräten nach seiner Abstammung schon nahe. Doch mehr noch in seiner politischen Gesinnung. In seiner Familie war von der Helvetik her, die seinen Oheim Johann Georg Stehlin an hohe Stellen berufen, freisinniges Denken ununterbrochene Ueberlieferung, und so gehörte denn Stehlin von Jugend auf den Radikalen an. Zwar hatte vor fünfzehn Jahren der nunmehr Fünfundvierzigjährige entgegen seiner Ueberzeugung, aber getreu seiner Soldatenpflicht, den radikalen Landschäftlern in der Hard in blutigem Kampfe gegenübergestanden, als er am 3. August 1833 den schmählichen Rückzug des Basler Kontingentes kaltblütig und mutig mit seinem Geschütze deckte. An Stehlins freisinniger Haltung hatte dieser Zwischenfall nichts geändert. Das Vertrauen der Radikalen in der ganzen Schweiz hatte er sich dann vollends vor einem halben Jahre erworben, als er es hauptsächlich war, der durchsetzte, daß bei Ausbruch des Sonderbundskrieges der Kanton Basel-Stadt sich auf die Seite der Eidgenossenschaft stellte. Stehlin war das geeignetste Mitglied der Basler Regierung, um die Verhandlungen in Liestal zu führen. Und der Bericht war gut, den er von dort zurückbrachte.

Der basellandschaftliche Regierungsrat eröffnete ihm, daß auch er nach den ihm zugekommenen Nachrichten die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines Einbruches deutscher Freischaren in die Schweiz ins Auge fasse. Zugleich versicherte er Stehlin mündlich und bestätigte es unmittelbar nachher in einem Schreiben an den Basler Kleinen Rat, daß er ganz gleich wie Basel entschlossen sei, keinerlei Verletzung seines Gebietes durch einen freischärlerischen Einfall und ebenso wenig einen Ausfall über seinen Boden nach Deutschland zu dulden. Schon am 30. März hatte er in gleichem Sinne an den Vorort geschrieben. Die Landschäftler Regierung einigte sich mit Stehlin dahin, einander alles unverzüglich mitzuteilen, was man über die Weiterentwicklung der Dinge erfahren werde und überhaupt vollkommen in gegenseitigem Einverständnis zu handeln. Man trennte sich in bestem Einvernehmen.

Nach wenigen Tagen schon kam das Abkommen zur Ausführung. Am 11. April ließ Stehlin die Regierung in Liestal wissen, von Straßburg her werde jetzt das demnächstige Eintreffen von Herweghschen Freischaren an der Schweizergrenze bestimmt gemeldet. Infolgedessen bot Baselland noch auf den gleichen Tag sein gesamtes Infanteriekontingent nebst einer Scharfschützenkompagnie und einer Reiterabteilung auf. Regierungspräsident Banga brachte das Schreiben, in dem hievon Anzeige gemacht wurde, persönlich nach Basel und traf mit dem Amtsbürgermeister die nähern Verabredungen für gemeinschaftliches Handeln.

Der Vertreter der Landschaft erklärte, es sei beabsichtigt, die Truppen gleich am andern Tag bis an die äußerste Grenze des Birsecks gegen Basel, also bis Allschwil und Binningen, vorrücken zu lassen. Wenn aber Basel-Stadt es wünsche, so sei man gerne bereit, dem Nachbarkanton auf seinem eigenen Gebiete zu Hilfe zu kommen und werde sich in diesem Fall mit Vergnügen unter den Oberbefehl des Obersten Burckhardt stellen. Der Landschaftliche Regierungspräsident konnte diese Erklärung mit ruhigem Herzen abgeben; denn Burckhardt hatte im Sonderbundskrieg durch sein offen

soldatisches Wesen die warme Zuneigung der Landschäftler Truppen gewonnen, über die er als Divisionär gebot. Längst war vergessen, daß auch er am unheilvollen 3. August 1833 an der Spitze der baselstädtischen Standestruppe ingrimmig gegen die Landschaft gestritten hatte.

Die Basler Regierung verdankte erfreut so freundeidgenössische Gesinnung und nahm das Anerbieten gerne an. Am 12. bot sie ihrerseits nebst der Artilleriekompagnie No. 14 das Jägerbataillon 55, das kaum vor einem Monat entlassen worden, von neuem auf.

Das baselstädtische Wehrwesen befand sich damals zwar nicht in vorbildlichem, doch ebensowenig in eigentlich schlechtem Stand. Kurz nach dem schon erwähnten grundlegenden Kreisschreiben des Vorortes war am 3. März 1848 an alle Kantonsregierungen eine dringende Einladung des eidgenössischen Kriegsrates ergangen, im Hinblick auf die „welterschütternden Ereignisse, welche sich Schlag auf Schlag folgen, das Wehrwesen in höchsten Stand zu setzen". Der Kleine Rat erkundigte sich daraufhin sofort beim Militärkollegium nach der Bereitschaft der baslerischen Truppen. Am 9. März wurde ihm die Antwort zuteil, daß allerdings von einer Vernachlässigung der baselstädtischen Streitkräfte nicht gesprochen werden könne, dagegen zufolge der großen Sparsamkeit, die man beständig hatte walten lassen, doch Allerlei fehle, was nunmehr nachgeholt werden sollte, vor allem bei der Artillerie. Es sei dafür eine Summe von Fr. 32,794 erforderlich. Nachdem schon am 15. März der Kleine Rat dem Militärkollegium für einige untergeordnete Anschaffungen eine kleinere Summe bewilligt, hieß dann in seiner Sitzung vom 3. April der Große Rat gemäß dem Antrag der Regierung das gesamte Kreditbegehren gut. Dann hatte man sich unverzüglich an die Nachholung des Versäumten gemacht. Jetzt war sie in vollem Gange und zum Teil schon durchgeführt.

Die Basler Milizen standen noch keinen Tag im Dienst, als am 13. April der von der Regierung mit ausgedehnten Vollmachten versehene Amtsbürgermeister dem Obersten Burckhardt auf sein Ansuchen gestattete, das Bataillon wie auch die Standestruppe die eidgenössische Armbinde anlegen zu lassen. Man wollte dadurch Neckereien und Reibungen mit den Landschäftler Truppen vermeiden, die das Abzeichen allbereits trugen. Manch einer der ältern unter diesen, vor allem der Oberstleutnant Jakob Buser, der das landschaftliche Bataillon Nr. 27 kommandierte, in den 1830er Wirren mitgekämpft hatte und ein Mann von äußerst radikaler Gesinnung war, mag große Augen gemacht haben, als er nun die Basler Soldaten mit dem eidgenössischen Kreuz geschmückt erblickte. Vor allem aber die Stänzler, die von dem brennenden Pratteln, vom blutigen Gefecht am Ehrli und im Hülftengraben her noch immer auf der Landschaft verhaßt waren! Das eidgenössische Kreuz — — die Herren aus der Stadt, die jene Söldner bezahlten, waren ihm bisher nie sonderlich hold gewesen; die Landschäftler aber hatten es in den Trennungskämpfen als ihren stärksten Schutz gegen die städtische Unterdrückung gleich einem Heiligtume verehrt. Nun trugen es die Soldaten der Stadt so gut wie die der Landschaft am Arm. Ein weiter Weg war seit dem Jahre 1833 zurückgelegt. Und daß jetzt die Städter nicht nur die eidgenössische Feldbinde am Arm, sondern auch eidgenössische Gesinnung im Herzen trugen, das bewies der Beschluß ihrer Regierung, „aus freundnachbarlicher Rücksicht" zwei Landschäftler Kompagnien in die Stadt aufzunehmen und sie in Gasthäusern unterzubringen. Am Freitag den 14. April 1848 rückten sie in Basel ein;

seitdem es einen Kanton Baselland gab, war es das erste Mal, daß Landschäftler Truppen geschlossen und mit Wehr und Waffen das Innere der Stadt betraten.

Die Standestruppe, welche damals etwa 150 Mann zählte, wurde noch am 13. April dorthin verlegt, wo die größte Gefahr zu drohen schien, nämlich an den Bahnhof, sowie an diejenige Stelle, wo die Bahnlinie in das Schweizergebiet eintrat, an den Lysbüchel; „Eisbüchel" nennen ihn die Akten jener Tage. Auch bei dem Bauernhof „Milchsuppe" stellte sie eine Feldwache auf. Die Züge hatten hart an der Grenze zu halten und wurden von den Soldaten besichtigt; bewaffnete Freischärler, die sich etwa darin befinden sollten, hatten sie zu verlassen und sich auf elsässisches Gebiet zurückzubegeben. Das Eisenbahntor wurde dem Zuge zur Einfahrt erst geöffnet, wenn Meldung im Bahnhof eingelaufen war, daß der Zug oder Convoi, wie man sich damals ausdrückte, nichts Verdächtiges enthalte.

Der Oberst Burckhardt hatte guten Grund, gerade die Standestruppe mit dieser Aufgabe zu betrauen, die er in jenen Tagen für die wichtigste hielt. Und auch die beiden eidgenössischen Befehlshaber, die nach ihm in diesem und dem folgenden Jahr über Basels Sicherheit zu wachen hatten, haben nie anders gehandelt. Die Standestruppe, das altüberkommene kleine Söldnerheer, das Basel in seinem Dienste hielt, ist von der Geschichtsschreibung bis jetzt nie sonderlich gerühmt worden. Wohl allzusehr verweilte man bei dem vielen Unerfreulichen, das bei berufsmäßigen Soldaten sich immer einstellen muß, wenn sie in engen und langweiligen Verhältnissen keine Gelegenheit zu wirklicher Soldatenarbeit finden und deshalb verkommen. Gewiß: den Stänzlern war die Rohheit lebenslanger Söldner nicht fremd. Sie waren niemals Tugendbolde und gingen gern dem Wein und liederlichen Frauenzimmern nach. Sie hatten sogar einmal — und das war kaum ein Vierteljahr her — in aller Form gemeutert und eine große Zahl von ihnen war deshalb entlassen worden. Man hatte diese aber durch Neuanwerbungen schon wieder ersetzt. Doch eines konnte man ihnen trotz alledem nicht bestreiten: sie waren tüchtige Soldaten, und jedesmal, wenn Basel ernstlich gefährdet war, dann schickte man die Standestruppe an den bedrohtesten Posten. Und jedesmal hat sie ihren Mann gestellt und das in sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. So 1833, so auch jetzt, und so vor ihrer Auflösung im Jahre 1856 noch zum letzten Mal am 8. Juli 1849, da sie in Rheinfelden die Entwaffnung der Pfälzer Freischaren durchsetzte, die anfänglich drohend auftraten, jedoch vor ihrer eisenfesten Haltung bald erschrocken zurückwichen.

Sofort nach seinem Aufgebote hatte Baselland dem Vorort davon Mitteilung gemacht und ihn gebeten, die Truppen in eidgenössischen Sold und Dienst zu nehmen und sie unter eidgenössischen Oberbefehl zu stellen.

Der eidgenössische Vorort war in diesen Tagen mit wichtigen Geschäften überhäuft: die Vorgänge an der Südgrenze wegen des italienisch-österreichischen Krieges, die gerade damals in voller Entwicklung waren, nahmen ihn stark in Anspruch. Noch mehr: er erwartete einen europäischen Krieg und hatte auf den 13. April die Tagsatzung nach Bern einberufen, da Entschlüsse zu fassen seien, für welche er allein die Verantwortung nicht tragen könne. Nun war auch die Nordgrenze bedroht; der Vorort nahm sich auch ihrer mit rascher Entschlossenheit an. Am gleichen

Tag, da das Schreiben von Liestal eintraf, bewilligte er die Begehren der Landschäftler Regierung und übertrug das eidgenössische Kommando dem Obersten Friedrich Frey in Brugg.

Am 15. April kam Frey in Basel an und machte alsobald dem Amtsbürgermeister einen höflichen Besuch. Der Basler Regierung war es lieb, daß die Eidgenossenschaft sich der Sache annahm, die offensichtlich eine größere Ausdehnung zu gewinnen begann, als man bis jetzt erwartet hatte. Berichten aus der Ostschweiz zufolge bereitete auch dort an der Schweizergrenze sich etwas vor. Ziemlich besorgte Briefe der Schaffhauser Regierung fingen an einzulaufen. Sie berichteten über Unruhen an den dortigen Grenzen — in diesen Tagen nahm der Heckerzug von Konstanz aus seinen Anfang — und ersuchten Basel um Mitteilung, falls hier etwa Dinge in Erfahrung gebracht würden, die für Schaffhausen zu wissen nützlich sei. So stellte denn jetzt ohne Zögern auch die Basler Regierung ihre Truppen unter den Befehl des eidgenössischen Obersten Frey und ersuchte auch ihrerseits den Vorort um eidgenössischen Sold. Noch am selben 15. April übergab Burckhardt seine Befehlsgewalt an Frey, der eben im Sonderbundskrieg unter ihm eine Brigade geführt hatte.

Gleich die erste Aussprache des Obersten Frey mit dem Basler Amtsbürgermeister gleichen Namens ergab, daß beide in ihren Ansichten über die Handhabung der Neutralität vollkommen übereinstimmten: es war vor allem zu verhindern, daß die deutschen Freischaren, oder Freizüger, wie man sie auch nannte, in geschlossenen Massen und bewaffnet von auswärts das Schweizergebiet betraten, um von hier aus nach Deutschland einzufallen. Doch ebensowenig durfte man zulassen, daß Revolutionäre, die in der Schweiz wohnten, bewaffnet dem badischen Aufstand zu Hilfe kamen oder daß dieser in irgend einer Weise vom schweizerischen Boden aus unterstützt wurde. So hatte es der Amtsbürgermeister schon mit Burckhardt vereinbart gehabt; der eidgenössische Oberst konnte deshalb die von seinem Vorgänger gegebenen Befehle zur Aufrechterhaltung der Neutralität nur gutheißen. Er erneuerte sie ausdrücklich: aus der Schweiz kommende Freischärler durften nur über Tag und unbewaffnet, und zwar nicht einzeln, sondern bloß in geschlossenen Abteilungen von 30—40 Mann unter militärischer Bedeckung das schweizerische Gebiet durchziehen. Sie mußten bis nach der deutschen Grenze begleitet werden; der Oberamtmann Exter in Lörrach hatte seine Bereitwilligkeit erklärt, sie ohne weiteres einzulassen. Freischärler aber, welche versuchen sollten, vom Elsaß her in die Schweiz zu kommen, waren unter allen Umständen zurückzuweisen. Jedes bewaffnete Ueberschreiten der Grenze, sowie die Ausfuhr von Waffen ins Ausland war untersagt. Die Anordnungen Burckhardts in bezug auf die Bahnüberwachung bestätigte er ebenfalls.

Die Wirksamkeit dieser Neutralitätsmaßregeln dehnte er nun ferner auf das landschaftliche Gebiet aus, für dessen Sicherheit er auch verantwortlich war.

Jetzt überlegte sich Oberst Frey die Maßnahmen, die zu treffen waren, um nötigenfalls diesen Anordnungen mit Gewalt Gehorsam zu verschaffen. Die Stadt und ihre nächste Umgebung, und zwar auf beiden Seiten des Rheines, war zweifellos der Schlüssel zum Hinterland. Diesen Schlüssel galt es in möglichst stark gewappneter Hand zu halten; denn war er einmal verloren,

so war es auch der Kanton Baselland. Der hatte das richtig eingesehen und deshalb der Stadt seine Hilfe erboten.

Wie oft hatte nicht auch der Oberst Frey auf seinem Landsitz in Brugg über das zopfige Basel gelächelt, das sich noch immer nicht entschließen konnte, seine mittelalterliche Stadtbefestigung zu schleifen, während doch die fortschrittlicheren Schwesterstädte Zürich und Bern dies längst schon unternommen hatten, von den ausländischen Städten gar nicht zu reden! Doch heute mußte er im Stillen diese Rückständigkeit eigentlich loben. So wenig diese Basler Mauern und Türme einer regelmäßigen Belagerung hätten widerstehen können, ein so ernstliches Hindernis waren sie für die schlecht bewaffneten und der Geschütze fast gänzlich entbehrenden Freischaren. Gewiß: auch Oberst Frey war überzeugt, die revolutionären Führer würden kaum militärische Leuchten sein. Aber so hirnverbrannt war doch wohl keiner von ihnen, daß er es hätte versuchen mögen, sich mit Gewalt durch die befestigte Stadt den Weg über die Rheinbrücke zu bahnen. Und daß man vor vier Jahren den neu entstehenden Bahnhof ängstlich in die Befestigung einbezogen, erwies sich bei der jetzigen Lage als eine weitere, sehr willkommene Sicherheit.

Der Oberst nahm deshalb mit Bestimmtheit an, daß, wenn ein Einfall stattfinden sollte, die Stadt würde umgangen werden. Natürlich war sie trotzdem zu polizeilichen Zwecken hinreichend mit Truppen zu besetzen. Doch größerer Nachdruck war auf die zuverlässige Bewachung ihrer nächsten Umgebung zu legen, und dazu reichten ihre Streitkräfte nicht aus. Die Sicherung der schwierigen rechtsrheinischen Grenze erforderte allein schon mindestens ein Bataillon, und das von Baselstadt war schwach. Der Oberst Frey beschloß somit, beinahe die ganze ihm unterstellte „Observationsbrigade", also auch die landschaftlichen Truppen, auf das Gebiet des Kantons Baselstadt zu ziehen; er konnte es nicht verantworten, daß diese so brauchbaren Soldaten noch länger fern von der Stadt in den Birsecker Dörfern herumstanden. Nachdem er am 16. in bündig kurzem Tagesbefehle den Truppen sich vorgestellt, befahl er den Einmarsch.

Am 17. April, drei Tage, nachdem die beiden ersten Landschäftler Kompagnien die Stadt betreten, zog das Bataillon Buser mit seinem Stab in Basel ein. Soeben hatte Oberst Frey nebst den zwei Jägerkompagnien unter Major Brüderlin und der Scharfschützenkompagnie Nr. 19, alle aus Baselland, auch die sämtliche unter Waffen stehende Basler Infanterie an die Grenze gewiesen; den Befehl auf dem rechten Rheinufer führte Kommandant Hübscher. Die Landschäftler bezogen deshalb an diesem Tag die sämtlichen Wachen in der Stadt; sie besetzten die Tore, den Bahnhof, die Rheinbrücke, und auch die Hauptwache im Rathaus wurde ihnen übergeben.

Vor fünfzehn Jahren mochte manch einem Hasser Basels auf der Landschaft dies als das letzte und höchste Ziel vorgeschwebt und mancher Stadtbasler mochte davor als letzter schrecklicher Möglichkeit gezittert haben. Jetzt war das Traumgesicht erfüllt, doch anders, als der eine und der andere sich's ausgemalt. Die Landschäftler hielten nicht als gewalttätige Sieger Basel besetzt; sie waren als Freunde und Eidgenossen gekommen, um die bedrohte Stadt zu schützen. Sie hatten erkannt, daß sie damit sich selbst die beste Sicherung schufen, daß das Verderben der Stadt ihr eigenes hätte werden müssen. Und nicht mit Furcht und Haß, mit aufrichtiger Freude nahm sie

Basel auf. Zur gleichen Stunde, da in Deutschland ein unseliger Bürgerkrieg begann, zog lautlos im Lärm der Landschäftler Trommeln und mitten im Glanz der landschaftlichen Bajonette in unsere Stadt die Versöhnung ein. Der finstere Geist der alten Zwietracht entwich vor ihr. Noch war ihr Werk bei weitem nicht vollendet, wie es auch heute noch nicht vollbracht ist; noch gab es auf beiden Seiten allzuviele, die nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Im Liestaler Landrat polterten kurz nachher ein paar versteinerte Ueberbleibsel der Revoluzzer aus den 1830er Jahren gegen die Kriecherei vor der verhaßten Stadt, die mit der Entsendung der Truppen zu ihrem Schutze begangen worden sei. Doch die Regierung trat ihnen würdig und fest entgegen, und die deutlichste Antwort erteilten die Landschäftler Soldaten selbst, durch den willigen Eifer, mit dem sie ihren nicht leichten Dienst erfüllten.

Der erste entscheidende Schritt seit 1833 war getan. Der Herweghzug, der Deutschland nur Leid und Enttäuschung brachte, hat ungewollt, indem er die Grenzen der beiden entzweiten Basel bedrohte, in ihrer Geschichte diesen glücklichen Tag heraufgeführt.

Wie Oberst Frey fortan im Einzelnen die Grenzen um Basel sicherte, von Schönenbuch und Allschwil bis hinauf nach Augst, wo später einige aargauische Truppen sich anschlossen, kann hier nicht dargelegt werden. Die Soldaten wechselten häufig die Standorte; Basler und Landschäftler lösten sich in der Stadt und an der Grenze ab. Uns soll die Feststellung genügen, daß Basel und seine Umgebung in guter Obhut standen, als jetzt in seiner Nachbarschaft die blutigen Entscheidungen herannahten.

V. Der erste badische Aufstand.

1. Der Heckerzug.

Wir kehren zu den Ereignissen in Deutschland zurück. Im eben auseinandergegangenen Vorparlamente zu Frankfurt hatten zwei badische Abgeordnete zu den entschiedensten Republikanern ganz Deutschlands gehört: der Advokat Dr. Friedrich Hecker und Gustav v. Struve. Sie sind in der gesamten badischen Revolutionsgeschichte von 1848 und 1849 die bekanntesten Namen; sie waren auch als die maßgebenden Führer des bewaffneten Aufstandes bestimmt, den, wie wir sahen, die Republikaner im badischen Seekreis jetzt entfachen wollten.

Friedrich Hecker (1811—1881) ist zweifellos nicht nur die am meisten genannte, sondern auch die liebenswürdigste Gestalt im deutschen republikanischen Lager jener Zeit. Er war der Führer der bürgerlichen Radikalen Badens, die, dem Kommunismus abhold, einfach die deutsche demokratische Republik erstrebten. Aber er war noch mehr: er stand überhaupt an der Spitze der gesamten republikanischen Bewegung Süddeutschlands. Ein Sohn des badischen Landes selbst, schön von Gestalt und Haltung, in innerem Feuer erglühend, mit einer ungezwungenen und herzgewinnenden Freundlichkeit begabt, war er der Volksmann von Gottes Gnaden, der schwärmerisch verehrte Held der Massen. Wohl kaum war je in Süddeutschland ein Mann so volkstümlich wie er. Mit seiner zündenden Beredsamkeit riß Hecker die Menge unweigerlich hin, wenn in der Vollkraft seiner 37 Jahre der blondbärtige Mann vor sie hintrat in seiner romantischen Freischärlertracht: mit blauer Bluse und mächtigen Stiefeln angetan, den breitkrämpigen Hut mit wallender Feder auf dem Haupt, Pistolen im Gürtel, den Säbel an der Seite. Die Eitelkeit, die Führern dieser Art meist anhaftet, war auch ihm nicht fremd; sie machte ihn empfindlich und reizbar und führte oft jähes Aufbrausen und tiefe Verstimmung herbei. Die Politik trieb Hecker in poetischem Studentenstil, wie er den alten Studenten denn nie hat gänzlich ablegen können.

Im Gegensatz zu dem von Oberflächlichkeit nicht völlig freien Hecker war Gustav v. Struve (1805—1870), der Führer des linken republikanischen Flügels, eine tiefgründig angelegte Natur. Ihn hatte nicht die Wallung eines heißen Blutes der Revolution zugeführt, sondern die Denkarbeit der Studierstube. Von Hause aus ebenfalls Jurist betätigte er sich mit eisernem Fleiß auch auf ganz andern Gebieten. So hat er sich mit der Schädellehre, der Phrenologie, befaßt, und diese heute vergessene Wissenschaft um mehrere Werke

bereichert. Aufs Strengste enthielt er sich aller geistigen Getränke, verabscheute auch den Tabak und eiferte noch spitziger gegen den Fleischgenuß, in welche Verdammnis er selbst die Eier einschloß. Auch für die vegetarische Lehre hat er emsig geschrieben; besser als viele Worte kennzeichnet sein ganzes Wesen der Titel eines dieser Werke: „Die Pflanzenkost als Grundlage einer neuen Weltanschauung.“ Denn alle seine Forderungen verfolgte er, ein scharfer Denker, zugleich aber auch ein weltfremder Gelehrter und schlechter Menschenkenner, bis in die äußersten Konsequenzen, ganz unbekümmert um die Möglichkeit ihrer Durchführung in der wirklichen Welt.

So hielt er es auch in der Politik. Ihr und damit extrem radikalen Ansichten hatte er schon früh sich zugewendet; denn ihm genügte es nicht, staatsrechtliche Bücher zu schreiben. Schon manchen Strauß hatte er mit den badischen Behörden zu bestehen gehabt. Wohl aus politischen Gründen trat er von seiner ererbten evangelischen Konfession zum Deutsch-Katholizismus über, dem damals viele Radikale anhingen. Seine politischen Ziele waren nicht nur republikanisch, demokratisch und staatssozialistisch; vom reinen Kommunismus standen sie nicht weit entfernt: Ein jeder Mensch hat das Recht auf Wohlstand, niemand dagegen auf Ueberfluß oder arbeitsloses Einkommen; der Ueberschuß der Reichen ist auf die Besitzlosen zu verteilen.

Struve war der Sohn eines Livländers, der in Karlsruhe russischer Gesandter gewesen war, und wahrscheinlich einer asiatischen Mutter. Die fremde Abstammung prägte sich deutlich in seinem Aeußern aus: ganz unansehnlich, ja häßlich, schien er mit seinem gelb-hagern, von dünnem schwarzem Bart umrahmten Kalmückengesicht unter dem kahlen Schädel geradenwegs aus einer mongolischen Steppe zu den alemannischen Republikanern gestoßen zu sein. Unliebenswürdig, schwung- und humorlos, stand er auch innerlich dem süddeutschen Wesen vollkommen fremd gegenüber. Wohl trat er mit geradezu fanatischem Eifer für seine politische Ueberzeugung ein. Jedoch sein Fanatismus war eiskalt. Seine Schriften sind langweilig zu lesen, und wenn der Finsterblickende mit seiner hohen Fistelstimme in trockenen Worten zum Volke redete, vermochte er es nie zu begeistern, ja brachte es häufig sogar gegen sich und die republikanische Sache auf. So oft er deshalb in den Revolutionskämpfen als Führer irgendwo sich betätigte, mißlang das Unternehmen; wo Struve seine Hände hatte, da gab es unfehlbar ein Unglück. Bewundernswert an ihm ist nur seine Willenskraft, die keinerlei Mißerfolg je bodigen konnte, und seine eiserne Beharrlichkeit. Ihr steht dann freilich gegenüber das völlige Fehlen jeglicher Bedenken bei der Wahl der Mittel, die er zur Erreichung seiner revolutionären Ziele anwendete. „Die Feinde des Volkes“, schrieb er einmal „müssen, als ihrer Natur nach der Menschheit feindlich, wie die wilden Tiere ausgerottet werden“.

Hecker und Struve nebst einigen andern republikanischen Führern waren noch mitten in der Vorbereitung des geplanten Aufstandes, als die Ereignisse sie plötzlich zwangen, bedeutend schneller loszuschlagen, als sie beabsichtigt hatten. Wie wir bereits erfahren, hatte die Vorbereitung des Herweghzuges in Paris den „Franzosenlärm“ entstehen lassen. Er fabelte von 40,000 Mordbrennern, die das oberrheinische Land überfallen wollten. Nicht nur die Regierungen beider Basel und der eidgenössische Vorort, sondern viel mehr noch die an alledem bedeutend stärker beteiligte Großherzoglich Badische Regierung wurde durch ihn zu Vorsichtsmaßnahmen veranlaßt. In Karlsruhe hatte man bereits von dem durch Hecker und Genossen auszulösenden Aufstand Kenntnis erhalten, von

dem man in der Schweiz kaum etwas wußte. Jetzt gab der „Franzosenlärm" Herrn Baptist Bekk den willkommenen Anlaß zu militärischen Maßnahmen. Da die badische Regierung aus guten Gründen ihren eigenen Soldaten nicht völlig traute, veranlaßte sie die Mobilmachung des 8. deutschen Bundeskorps, das aus Hessen, Württembergern und Bayern bestand und ließ es in der ersten Hälfte April in Baden einrücken. Hauptsächlich im Unterland wurde vorerst diese Truppenmasse angesammelt. Damit verhinderte man während des ganzen ersten Aufstandes das Ausbrechen der Revolution in der dortigen Gegend, womit die Bewegung im Oberland einer durchaus notwendigen Unterstützung beraubt war.

Auch sonst begann die badische Regierung jetzt mit fester Hand zuzugreifen. In Karlsruhe ließ sie am 8. April eines der rührigsten Mitglieder der republikanischen Partei verhaften: Josef Fickler, der eben sich in den Seekreis begeben wollte. Auf das hin beschlossen Hecker, Struve und die andern republikanischen Führer, ihrer eigenen Verhaftung und damit der Lähmung der ganzen Bewegung zuvorzukommen und nunmehr ohne jeden Verzug den Aufstand zu beginnen. Verabredungsgemäß begaben sie sich einzeln durch das Elsaß und die Schweiz nach Konstanz. Am 11. April langte Hecker dort an; bereits erwarteten ihn nebst Struve eine stattliche Zahl von führenden Republikanern, von denen Weißhaar, Sigel, Willich, Mögling als die tätigsten genannt seien.

Daß im April 1848 gerade im badischen Oberland die Fahne des Aufstandes entfaltet wurde, das mochte seinen Grund zum guten Teil auch darin haben, daß man auf Zuzug aus der Schweiz hoffte. Wir wollen, den Ereignissen vorgreifend, jetzt schon feststellen, daß diese Hoffnung bei der ersten wie bei den beiden andern badischen Schilderhebungen nur in sehr bescheidenem Maße erfüllt worden ist. Und auch das nur, soweit sie sich auf den Zuzug Deutscher bezog. Während der zwei Revolutionsjahre sind sicherlich keine hundert Schweizerbürger aus ihrer Heimat den badischen Freischaren zu Hilfe gekommen, und niemals hat zu diesem Zweck eine geschlossene Abteilung die Schweizergrenze überschreiten können. Wohl stand in den Gedichten, die der zu neuem revolutionärem Liederfrühling erwachte Kölner der Saure in diesem Jahr in Basel veröffentlichte, zu lesen:

Bald kommen Schweizerschützen,
Die werden euch schon sitzen,
Ihr goldenen Jünkerlein!,

wohl ließen es unsere schweizerischen Radikalen in Volksversammlungen und Zeitungsartikeln an vielversprechenden Redensarten nicht fehlen, wohl hieß es immer wieder, daß radikale Schweizeroffiziere hier Freischaren bilden und mit ihnen an der Seite der badischen Revolutionäre kämpfen wollten. Doch blieb es bei diesen Worten; spürbare Schweizerhilfe kam nie. Etwas ernster waren die revolutionären deutschen Arbeiter in der Schweiz zu nehmen, die 1848 in Biel ihren Mittelpunkt und in dem schon erwähnten Johann Philipp Becker ihren Führer hatten. Schon im März hatte er den Deutschen Arbeiterverein in Biel zu dem Beschlusse veranlaßt, einen bewaffneten Einfall nach Baden zu unternehmen, sobald von dort eine Aufforderung ergehe. Es sind dann, von Becker bewogen, einige hundert deutscher Arbeiter aus der Schweiz ihren in Baden kämpfenden Genossen zu Hilfe gezogen; doch wurde durch die schweizerische Grenzbewachung dem

Unternehmen die Spitze abgebrochen und irgend eine Wirkung auf den Gang der deutschen Ereignisse übte es nicht aus.

Hecker und die andern Revolutionsführer wußten sehr wohl, daß ihnen die Regierung mit Truppen entgegentreten werde. Allein sie hofften nicht nur, daß überall die Massen ihnen zufallen, sie rechneten ebenso bestimmt darauf, daß die Soldaten zu ihnen übergehen würden. Ganz grundlos war diese Hoffnung nicht; schon im März hatte man bei dem in Mannheim liegenden Regiment eine Meuterei unterdrücken müssen. So dachte Hecker in friedlichem Zuge auf dem geradesten Wege nach Karlsruhe zu gelangen und dort in Baden und dann bald auch in ganz Deutschland die Republik aufzurichten. Einzig dieser bestimmte Glaube an den Abfall der fürstlichen Heeresmacht rechtfertigt Hecker und seine Gehilfen gegen den von ihren politischen Feinden so oft gegen sie erhobenen Vorwurf: sie hätten in grenzenlosem, ja geradezu verbrecherischem Leichtsinn ihre ebenso schlecht bewaffneten wie ausgebildeten Scharen in den aussichtslosen Kampf gegen die Streitmacht des Staates geführt.

In Konstanz begann Hecker sofort für seinen Zug nach Karlsruhe zu werben; am 12. April rief er in einer großen Volksversammlung die Republik aus und erntete rauschenden Beifall. Doch als es sich darum handelte, mit der Tat für die republikanische Sache einzutreten, war die Begeisterung nicht mehr groß. Da zeigte sich sofort und bestätigte sich in der Folge, daß der Zulauf zu den kriegerisch erhobenen republikanischen Fahnen bedeutend geringer war, als er und seine Freunde gehofft hatten. Als Hecker mit seinem Adjutanten Schöninger am Morgen des 13. April zu seinem großen Unternehmen abmarschierte, begleiteten ihn nicht mehr als 53 Mann. Die Ausrüstung vieler, die ebenfalls ziehen wollten, war noch nicht vollendet, und andere waren noch unschlüssig. Hecker ließ deshalb Weißhaar und Sigel in Konstanz zurück, damit sie diese Nachzügler überreden, bewaffnen und besammeln könnten; mit ihnen sollten sie ihm so bald als möglich nachkommen und spätestens in Donaueschingen sich mit ihm vereinigen. Dann wollte man mit geschlossener Macht landabwärts ziehen. Diese Anordnung des getrennten Abmarsches war der Todeskeim des Heckerzuges; sie führte von allem Anfang an eine unheilbare Zersplitterung herbei. Anstatt daß eine einzige achtunggebietende Heersäule sich das Land hinabbewegt hätte, zogen nun vier ziemlich ungeordnete Haufen herum, untereinander in keiner oder nur ganz unzulänglicher Verbindung, die sich beständig suchten und nie sich fanden. Der feurige Hecker, der sich zum Warten nicht bequemen konnte, voraus, hinter ihm Struve und Weißhaar, und schließlich Sigel.

An diesem ersten Tage marschierte Hecker bis Stockach und proklamierte dort in aller Form zum zweiten Male die Republik, am 14. zog er mit seiner langsam anwachsenden Schar über Eigeltingen nach dem alten Städtchen Engen im Hegau, am 15. langte er in Donaueschingen an. Überall sprach er in öffentlichen Versammlungen zum Volke und rief es zum Kampfe für die Republik auf. In Donaueschingen war am gleichen Tage auch Struve angekommen, von seiner bedeutend anziehenderen Gemahlin begleitet, der schönen Amalia geborene Dusar. Er hatte unterdessen in Überlingen und, Hecker vorauseilend, in Engen den Aufruhr geschürt und ebenfalls Anhänger gewonnen. Heckers und Struves Leute vereinigten sich jetzt; doch mußten sie noch am gleichen Tage von Donaueschingen

sich zurückziehen, weil dort die Württemberger einrückten. Am gleichen Tage hatten nämlich auf das Ersuchen der badischen Regierung auch noch an 5000 Württemberger, die unter dem Befehle des Generalleutnants v. Miller standen und dem 7. deutschen Armeekorps angehörten, die Grenze des badischen Seekreises überschritten und breiteten sich rasch nach Westen aus. Die Republikaner wollten es auf einen Kampf mit den Soldaten nicht ankommen lassen, verhandelten mit dem Kommandanten, der ihnen mit schwäbischer Gemütlichkeit freien Abzug gewährte und zogen sich in westlicher Richtung zurück. Infolgedessen war der geplante Marsch auf Karlsruhe auf dem kürzesten Wege, über Triberg und Offenburg, nicht mehr möglich. Jetzt blieb ihnen nichts anderes übrig, als vorläufig gegen Freiburg zu ziehen. Der nächste Weg dorthin führte durch das Höllental. Hecker änderte deshalb in diesem Sinne die Richtung und bestimmte jetzt Totnau als Sammelplatz der vier Kolonnen. Am gleichen Tage erreichte er noch mit der seinigen Riedböhringen unweit von Donaueschingen.

Palmsonntag den 16. April ging der Marsch über Füetzen und Stühlingen, das gegenüber Schleitheim hart an der Schaffhauser Grenze liegt, bis Bonndorf. Heut waren viele Zuzüger einzureihen; doch mancher auch, der bis dahin mitgekommen, machte sich still nach Hause. Auch konnte Hecker der Wahrnehmung sich nicht verschließen, daß unter einem beträchtlichen Teil des Landvolkes eine heftige Erbitterung gegen den Aufruhr herrschte. Hier zeigte sich deutlich zum ersten Mal die größte Schwäche, die der ganzen deutschen Revolution von 1848 anhaftete: sie konnte sich nicht auf die Masse der Bauern stützen. Und ohne oder gar gegen das Landvolk hat noch nie eine Revolution auf die Dauer Erfolg gehabt. Die deutschen Bauern waren die Einzigen gewesen, die aus den Befreiungskriegen wirklichen Nutzen gezogen. Politisch waren sie nicht freier als die andern, aber um 1815 waren sie der drückendsten wirtschaftlichen Lasten, die aus dem Mittelalter her auf ihnen ruhten, entledigt worden. Und jetzt, im Frühjahr 1848, hatte die badische Regierung auch noch deren letzte Reste aufgehoben. Der Landwirt hat von jeher auf das wirtschaftliche Wohlergehen weit mehr als auf die Staatsform Wert gelegt. Wo deshalb ihn nicht Leute aus seinen eigenen Reihen wie Weißhaar für die Revolution begeisterten, da glaubte er auch jetzt bei einem Aufstand, der das Land in einen unübersehbaren Bürgerkrieg stürzen mußte, nur wenig zu gewinnen, aber viel verlieren zu können. Und wenn man ihm nun gar etwa noch mit der Aufhebung des Privateigentums kam, dann wurde er vollends kopfscheu. Bauern befanden sich deshalb unter den Freischärlern verhältnismäßig wenige; ihr Großteil setzte sich aus besitzlosen Handarbeitern zusammen, von denen auffallend viele keine Badener waren, sondern aus andern deutschen Ländern stammten.

In Bonndorf verließ Struve, der wie ein ruheloser Geist beständig im Lande herumfuhr, die Heckersche Kolonne, um sich mit der von Weißhaar zu vereinigen. Als Hecker im Laufe des 17. April in Lenzkirch anlangte, vernahm er, daß der von hier nach Freiburg führende Höllenpaß nicht, wie er gehofft, von den Revolutionären aus dem Unterlande besetzt sei; man hörte überhaupt nichts, daß irgendjemand dort sich regte. So wurde in der Befürchtung, die Württemberger würden immer mehr nach Osten vorrücken, auch der direkte Marsch nach Freiburg aufgegeben; jetzt wollte man versuchen, durch das Wiesental dorthin zu gelangen. Das Unternehmen glitt immer bedenklicher von seinem ursprünglichen Ziele nach links hin ab, dorthin, von wo es ausgegangen war: nach der Schweizergrenze. Am gleichen Tage gelangte man über St. Blasien nach Bernau;

lachend wurden hier zwei Abgesandte des Fünfzigerausschusses zurückgewiesen, die Hecker von seinem Unternehmen abbringen wollten. Am folgenden Tage, den 18. April, stieg man auf unwegsamen, noch winterlichen Bergpfaden über die Höhe von Präg ins Wiesental hinunter, in das bereits ein lachender Frühling eingezogen war. In Schönau betrat man es; dann ging's talabwärts über Zell bis nach Schopfheim. Totnau, das Hecker selbst als Vereinigungspunkt der sämtlichen Kolonnen bestimmt, wurde aufgegeben; die Freischaren Weißhaars und Sigels erfuhren jedoch von dieser Maßnahme nichts, so daß aufs neue der ganze Feldzugsplan aufs schwerste gestört wurde. Es war, als ob ermüdet von den Strapazen, oder in Vorahnung eines Unheils Hecker von der Nähe der Schweizergrenze sich nicht mehr losmachen könne: er wollte ganz hinunter bis nach Lörrach ziehen und dort die Sammlung all seiner Freischaren abwarten. Allein sein Stab überstimmte ihn und setzte, weil auf dem geraderen Wege nach Freiburg liegend, Kandern als nächstes Ziel fest. Dort kam im Laufe Mittwochs des 19. April die nach fast einwöchiger Fahrt etwa 1000 Mann zählende Heckersche Kolonne an, nachdem sie, durch Steinen und Schlechtenhaus marschierend, die waldige Höhe der Scheideck überschritten hatte, die das Wiesen- vom Kandertal trennt. In Kandern gefiel es den Freischaren nicht sonderlich; die Stimmung der Bevölkerung schien ihnen gar nicht günstig zu sein. Zugleich vernahmen sie, daß in dem etwa zwei Stunden landabwärts an ihrem Wege nach Freiburg gelegenen Schliengen eine stärkere Truppenmacht angekommen sei. Man sprach von 4000 Mann; in Wirklichkeit waren es drei Bataillone hessischer und badischer Infanterie, eine Schwadron und eine Batterie. Auf diese Nachricht beschloß Hecker, nach dem vor wenigen Stunden durchschrittenen Steinen zurückzugehen. Gestützt auf Berichte, die ihm eben erst zugekommen, war er der Meinung, daß Weißhaar und Struve, sowie auch Sigel, der ihm ebenfalls nachmarschierte, jeden Augenblick dort eintreffen würden. Mit ihren Scharen vereinigt wollte er dann den Feind bestehen, dem er allein sich nicht gewachsen fühlte.

Anstatt nun aber auf der Stelle diesen Entschluß auszuführen, wartete Hecker damit noch bis zum andern Morgen. Es war Gründonnerstag der 20. April 1848, als um 8 Uhr früh die Freischaren von Kandern aus sich in Bewegung setzten, um auf dem gleichen Weg wie gestern nach dem Wiesental zurückzukehren: über die Scheideck. Sie waren schlecht bewaffnet; kaum die Hälfte hatte Gewehre, der Rest war meist mit Sensen bewehrt. Die zwei Kanönchen, die Hecker mitführte, konnten wenig nützen und sind überhaupt nie zur Verwendung gekommen.

Allein die fürstlichen Soldaten waren früher aufgestanden. Kaum hatte Hecker mit seinen Leuten Kandern verlassen, als jene, voran die Hessen, von Schliengen her in den Ort einrückten. Ihr Führer, Generallieutenant Friedrich v. Gagern, der Bruder Heinrichs v. Gagern, des nachmaligen Präsidenten der Deutschen Nationalversammlung, ließ Hecker zu einer Unterredung zurückbitten. Während die Freischärler auf ihrem Wege nach der Scheideck außerhalb Kanderns und die Soldaten im Städtchen selbst Halt machten, trafen die beiden Führer südöstlich der Ortschaft bei der Brücke zusammen, auf der die Straße nach der Scheideck den Kanderbach überschreitet. Mit ruhigen Worten suchte der General den Freischarenführer zur Niederlegung der Waffen zu bereden; doch Hecker setzte ihm die entschiedenste Weigerung entgegen. Schließlich brauste er heftig auf; nachdem jedoch die Zwecklosigkeit der Unterredung bald klar geworden, verwiesen sie

sich gegenseitig auf den Entscheid der Waffen als einziges Auskunftsmittel und trennten sich mit derselben Höflichkeit, in der sie ihr Zwiegespräch eröffnet hatten.

Nun setzten sich beide Gegner wieder nach der Scheideck hinauf in Bewegung: auf der Straße und zu deren beiden Seiten durch den Wald zuerst die Freischärler und hinter ihnen drein, mit einem Abstand von etwa hundert Metern, die Soldaten. So bummelte man zusammen friedlich den Berg hinauf; schwer wäre zu entscheiden, wer von den beiden Führern taktisch unrichtiger handelte: der Advokat Hecker oder der in lebenslangem Kriegsdienst geschulte General.

Auf dem Paßübergang der Scheideck, wo mitten im Wald mehrere Fahrwege und Straßen zusammenlaufen und diejenige von Kandern nach Steinen und Schopfheim sich ins Wiesental zu senken beginnt, schien es den Freischarenführern, man könne nun den Rückzug nicht weiter fortsetzen und dürfe die Soldaten die beherrschende Höhe nicht gewinnen lassen. Sie machten deshalb Halt und ordneten, wiederum auf der Straße und zu deren beiden Seiten, ihre Leute dicht massiert in einer Art von Schlachtordnung; dasselbe taten, kaum weniger ungeschickt, die fürstlichen Offiziere mit ihren Leuten. So stand man sich, ein Streithaufe dem andern, in der bisherigen Entfernung gegenüber; an tätig rasche Umgehung der gegnerischen Flügel dachte keiner. Nun mußte sich zeigen, ob Heckers Hoffnung auf die Unzuverlässigkeit der Soldaten in Erfüllung ging; davon hing alles ab. Die Freischärler riefen die Soldaten als Brüder an, sie gingen ihnen mit ausgestreckten Händen entgegen und forderten sie auf, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Doch drüben bei den Hessen — die badischen Soldaten hatte man klüglich hinten zurückbehalten — bewegte sich vorerst noch niemand; anscheinend fand die Brüderlichkeit keinen Widerhall. Dem General v. Gagern schien immerhin die Lage nicht ungefährlich; es wollte ihn bedünken, als schwankten einige Soldaten schon. Dem zweifelhaften Spiel mußte ein Ende gemacht werden; er stieg deshalb zu Pferd, zog seinen Degen und befahl mit rauhen Worten den Angriff. Die Offiziere folgten seinem Beispiel und trieben die Soldaten vorwärts. In diesem Augenblicke fielen Schüsse; auf welcher Seite zuerst, hat niemals ermittelt werden können. Als ihr erstes Opfer sank General v. Gagern tödlich getroffen vom Pferd. Das ist die heute zweifellos festgestellt geschichtliche Wahrheit; daß Hecker ihn bei der Unterredung auf der Kanderbrücke meuchlings erschossen habe, war eine niederträchtige Verleumdung seiner politischen Feinde. Hecker hat sich einige Tage später, mit Recht entrüstet, dagegen im hiesigen „Intelligenzblatt“ und der „Nationalzeitung“ in einer mit seinem Namen unterzeichneten Erklärung verwahrt, nachdem diese Darstellung in verschiedenen Basler Blättern erschienen war. Gagern ist tatsächlich erst auf der Scheideck oben im ehrlichen Gefechte den Soldatentod gestorben, dort, wo sich jetzt zu seinen Ehren ein Gedenkstein erhebt.

Der Fall ihres obersten Führers hat jetzt die Hessen doch erbittert; nun feuern sie mit Macht, und die Freischärler antworten ihnen. Doch lange können die Republikaner den Berufssoldaten nicht widerstehen, die nun mit Ernst zum Angriff schreiten; nach kurzem Handgemenge werden sie etwa um 9 Uhr morgens die Höhe hinuntergeworfen und flüchten dem Wiesental zu. Es ist, wie wenn den Hessen bei ihrem schnellen Erfolge nicht wohl zu Mute wäre; wie sie die Freischärler weichen sehen, nehmen sie die Verfolgung nicht auf, ja einzelne gehen sogar wieder zurück. Und doch haben sie fast keine Verluste erlitten, während bei ihren Gegnern etwa ein Dutzend

Tote auf dem Platze geblieben sind. Es geht geraume Zeit, bis Oberst Hinkeldey, der an der Stelle Gagerns den Oberbefehl übernommen, die durch das Gefecht in auffallende Unordnung geratenen Soldaten wieder gesammelt hat und nachmittags mit ihnen den Vormarsch gegen Steinen antreten kann. Als er dort eintraf, war die Hauptmasse der am Morgen geschlagenen „Heckerlinge" — wie ihre Gegner sie spöttisch nannten — natürlich schon über alle Berge; doch kam er gerade recht, um jetzt den Kampf mit Struve und Weißhaar aufzunehmen.

2. Das Unternehmen Weißhaars und Struves.

Wir wissen, daß Struve ungefähr gleichzeitig mit Hecker von Konstanz aufgebrochen war. Begleitet von seiner Frau, hatte er im Seekreis für die Republik geworben und ein paar hundert Anhänger gesammelt. Mit ihnen war er am 15. April in Donaueschingen zu den Scharen Heckers gestoßen und hatte sie dadurch ganz ansehnlich vermehrt. Er selbst aber hatte Hecker am andern Tage schon wieder verlassen und sich am Montag den 17. April in Grießen der Kolonne Joseph Weißhaars angeschlossen.

Grießen liegt zwischen Schaffhausen und Waldshut unweit der Stelle, wo ein schmaler Zipfel badischen Landes sich zwischen den Kanton Schaffhausen und das rechtsrheinische Zürchergebiet, das Rafzerfeld, nach Osten weit in die Schweiz hineinzwängt. Dieses äußerste Stück deutschen Landes, das später dank dieser seiner Lage im Juli 1849 die letzten Reste des letzten badischen Revolutionsheeres vor seiner völligen Auflösung sah, ist von der Schweiz fast völlig umgeben. Nur durch einen kaum kilometerbreiten Streifen bei Baltersweil steht es mit dem übrigen Deutschland in Verbindung. Man mag in diesem fruchtbaren Ländchen stehen wo man will, auf seinen sanften Anhöhen, am Rande seiner prächtigen Wälder oder inmitten seiner lachenden Fluren: überall sieht man weit über den Rhein hinüber bis tief in die Schweiz, die offen wie ein Garten daliegt, und bis zu ihren fernen silberglänzenden Alpen. Hier hatten die Bewohner vielleicht am besten in ganz Baden Gelegenheit, die eigenen Verhältnisse mit denen des Nachbarstaates tagtäglich zu vergleichen.

Mochten die Zustände der Schweiz auch vieles zu wünschen übrig lassen: die badischen Nachbarn sahen hier doch seit zwei Jahrzehnten eine ganz demokratische Staatsverwaltung, die im Wesentlichen nicht schlechter als die badische arbeitete, jedoch bedeutend weniger Steuern erforderte, und deren nicht so zahlreiche Beamte dem Volk, aus dem sie hervorgegangen, unendlich viel näher standen als die badische Bureaukratie dem ihrigen. Die nörgelnde Kleinlichkeit so vieler Vertreter dieser fürstlichen Bureaukratie und der hochfahrende Ton, den solche Beamte den großherzoglichen Untertanen gegenüber anschlugen, hat viel mehr als alles andere die üble Stimmung im badischen Volke geschaffen, welche der Revolution so großen Vorschub geleistet hat.

Kein Wunder deshalb, daß an der Schweizergrenze die badische Bevölkerung unzufrieden und in stärkerem Maße als im Landesinnern republikanisch gesinnt war. Und ganz besonders traf das auf das eben beschriebene Ländchen zu. Hier wohnte in dem schönen Dorfe Lottstetten der Bauer und Engelwirt Josef Weißhaar, einer der Reichsten und Einflußreichsten weit und breit.

Unermüdlich warb dieser stattliche, noch keine 40 Jahre alte Mann, den ein Zeitgenosse mit einem Anführer aus dem deutschen Bauernkriege des Mittelalters vergleicht, für die Sache der Republik. Ihr hatte er längst die große Mehrzahl seiner Lottstetter gewonnen, die seiner volkstümlichen Beredsamkeit nicht hatten widerstehen können, mit der er sie in der behaglichen Wirtsstube seines geräumigen Landgasthofes den republikanischen Plänen gewonnen hatte, ob sie nun einzeln oder in Scharen gekommen waren. Doch Weißhaars Einfluß reichte über sein Dorf hinaus weithin ins badische Oberland. Als in Konstanz das Zeichen zum Aufstand gegeben wurde, hatten etwa 600 Mann aus dem badischen Gebiet in der Umgebung Schaffhausens dem Engelwirt Josef Weißhaar bewaffnete Heerfolge versprochen, und sie hielten ihr Wort.

Weißhaar ist einer der merkwürdigsten republikanischen Führer schon deshalb, weil er der hervorragendste Vertreter derjenigen — nicht einmal so seltenen — badischen Revolutionäre ist, die, weit entfernt von sozialistischen Ansichten, keineswegs aus wirtschaftlicher Not, ja nicht einmal aus theoretischer Unzufriedenheit mit den wirtschaftlichen Zuständen, sondern einzig und allein aus ihrer Zuneigung zur republikanischen Freiheit heraus die Waffen gegen die Monarchie ergriffen.

Die zwei oder drei auf Heckers Abmarsch folgenden Tage verwendete Weißhaar noch zur Sammlung und Ordnung seiner Freischar. Er rüstete sie zum guten Teil aus seinen eigenen reichen Mitteln aus, so daß sie wohl von allen am besten bewaffnet war. Auch strömten ihm, als er am 15. April von der Lottstetter Gegend aus sich südwestwärts in Bewegung setzte, noch ansehnliche Scharen zu, so daß sein Korps beim Kampfe mit dem Feind wohl an die tausend Mann betragen mochte. Doch mit der militärischen Führung stand es noch schlimmer als bei den andern. Wohl hatte Weißhaar den Titel eines Obersten sich beigelegt und ritt auf stolzem Roß seinen Scharen voran. Vom Kriegshandwerk aber hatte er nicht den mindesten Begriff, und ebensowenig einen Fachmann an seiner Seite, der ihm mit seinem Rat behilflich gewesen wäre. Er zog so gänzlich planlos kreuz und quer im Lande herum, daß es noch heute völlig unmöglich ist, den Weg mit Sicherheit festzustellen, den er mit seinen Leuten zurückgelegt hat. In den zwei ersten Tagen folgte er noch, so gut er es verstand, den Befehlen, die Hecker oder Sigel ihm zugehen ließen — wenn sie ihn überhaupt erreichten. Doch wurden ihm auch Befehle übergeben, die durch die Uebermittlung verstümmelt waren, und von den unverstümmelten begriff er etliche nicht. Seit dem 17. aber war Struve bei ihm und übte auch auf ihn sogleich den unheilvoll verwirrenden Einfluß aus, der immer und überall von ihm ausging. Er verleitete ihn, der brieflichen Weisung Heckers, die ihn nach Totnau wies, keine Folge zu geben und nach wie vor nahe der Schweizergrenze immer mehr nach Westen zu marschieren. Am 18. zogen Weißhaar und Sigel, der sich am gleichen Tag wie jener auf den Weg gemacht hatte, zusammen in Waldshut ein, vereinigt eine Macht von mehreren tausend Mann. Allein in völlig unverständlicher Weise trennte Weißhaar sich sofort wieder von Sigel, und während dieser Totnau zustrebte, marschierte Weißhaar rheinabwärts über Kleinlaufenburg und Säckingen nach Nollingen gegenüber von Rheinfelden.

Von dort setzte er am Gründonnerstag seinen Marsch über Degerfelden und den Dinkelberg nach Lörrach fort und zog um die gleiche Stunde in dem Städtchen ein, als Hecker auf der

Scheideck geschlagen wurde. Die zersprengten Freischärler, die nach dem verlorenen Gefecht sogleich nach Steinen hinunterflohen, fanden es von Weißhaar noch unbesetzt und Heckers Hoffnung war betrogen, dort an den Scharen des Lottstetter Obersten einen neuen Halt zu gewinnen. Im Laufe des Nachmittags erst trafen Weißhaar und Struve in Steinen ein und stießen auf die wohlgeordnet von der Scheideck herunterkommenden Soldaten. Nach kurzem und so unbedeutendem Scharmützel, daß dessen Beschreibung sich erübrigt, wurden auch sie vollkommen zersprengt.

Die überraschend unzulängliche Führung auch der fürstlichen Soldaten in diesem Feldzuge zeigte sich neuerdings darin, daß Hinkeldey seinen Sieg bei Steinen nicht ausnützte, das Dorf nicht dauernd besetzte, geschweige denn säuberte und, gänzlich in den Vorstellungen eines Polizisten befangen, sofort das Wiesental hinab nach Lörrach marschierte, um von dort aus die Schweizergrenze um Basel und rheinaufwärts zu besetzen. So ließ er dem geschlagenen Weißhaar die Möglichkeit, vorerst mit den noch bei ihm gebliebenen Leuten ruhig in Steinen zu verweilen. Einen Augenblick schöpfte Weißhaar wieder Hoffnung. Denn im Verlaufe des spätern Nachmittags strömte eine ziemliche Zahl der Heckerschen Freischärler, die sich bis dahin verborgen gehalten, in dem von den Truppen geräumten Steinen wieder zusammen. Die wollte Weißhaar mit dem Rest seiner Leute neu zusammenstellen und mit ihnen noch weiteres versuchen. Doch zeigte sich bald, daß Kraft und Stimmung zu einem solchen Unternehmen nicht mehr ausreichten, so daß auch Weißhaar sich in die völlige Auflösung seines Korps ergeben mußte.

Ein Anhängsel des Zuges von Weißhaar und Struve ist eine Ansammlung von einigen hundert Freischärlern, die sich, veranlaßt durch den Aufenthalt der beiden Führer mit ihren Leuten am 19. April in Nollingen, am Vorabend des Gefechtes auf der Scheideck, in jenem Orte bildete. Das Unternehmen stand unter der Leitung eines Mannes namens Müller von Grenzach und unter dem jungen Friedrich Neff von Rümmingen im Kandertal. Während jener Müller in der Geschichte der badischen Aufstände nie mehr erscheint, werden wir Neff, der mit Basel in mancherlei Beziehungen stand, sowohl beim zweiten als beim dritten Aufstand wieder treffen. Durch Hecker und Weißhaar haben wir die redliche und ehrbare, bei aller Härte der Ueberzeugung von tiefer Menschlichkeit durchdrungene Gesinnung eines Teiles der badischen Revolutionäre kennen gelernt. Struve war der unpraktische Gelehrte der Revolution, der in der Studierstube bluttriefende Theorien ausheckte, in seinem persönlichen Verhalten aber ein ziemlich harmloser Mensch war. In Friedrich Neff dagegen tritt uns der echte Bluthund der Revolution entgegen, wie er dann später nach Heckers Verschwinden immer häufiger auftrat: ein Revolutionär, von allen Hemmungen frei, der, wenn es auf ihn angekommen wäre, entmenschte Grausamkeit hätte walten lassen. Jetzt hatte er noch keine Gelegenheit dazu, da sich die Nollinger Freischar auf die Kunde von Heckers und Weißhaars Niederlage sofort wieder auflöste, ohne irgend etwas Nennenswertes vollbracht zu haben. Am zweiten Aufstand im September 1848 aber hat Neff sich schon in sehr gewalttätiger Weise beteiligt, und beim dritten im Sommer 1849 lag es nicht an ihm, daß er nicht abermals von dieser Seite sich zeigte. Persönlichen Mut jedoch konnte man ihm nicht absprechen; er hat ihn bewiesen, als ihn am 9. August 1849 zu Wiehre bei Freiburg die Kugeln des preußischen Standrechts niederstreckten.

Das Gegenbild Neffs ist Theodor Mögling, dem wir hier zum ersten Male begegnen und der sich an allen drei badischen Aufständen hervorragend beteiligt hat. Auch er hat Basel sehr wohl gekannt, der damals so konservativen Stadt jedoch nach seiner heitern und liebenswürdigen Art in seinen Erinnerungen gar kein so schlechtes Zeugnis ausgestellt. Mögling ist mit Hecker wohl die ansprechendste Gestalt der republikanischen Führer in den badischen Revolutionen von 1848 und 1849. Er ist eine durch und durch gesunde Erscheinung. Allem Unmöglichen und Maßlosen abhold, war er so fest und unerschütterlich in seinen Ueberzeugungen, für die er allezeit tapfer, wenn nötig auch mit seinem Leben eintrat, wie menschlich in seinem Denken und freundlich im Umgang. Mögling ist einer der ganz wenigen republikanischen Leiter, die nicht beständig auf die andern eifersüchtig waren und nicht mit ihnen andauernd im Streite lagen. Er wußte seine Person dem gemeinsamen Ziele unterzuordnen. Dieser in den Tagen des Heckerzuges 34jährige württembergische Pfarrerssohn hatte sich auf Universitäten zum Landwirt ausgebildet und war schon damals als Burschenschafter seiner freiheitlichen Ansichten wegen verfolgt worden. Diese hatten sich seither noch radikaler und bis zum Sozialismus entwickelt; den reinen Kommunismus allerdings lehnte er ab. Infolge seiner ein Jahr zuvor erfolgten Wahl in den württembergischen Landtag war Mögling auch Mitglied des Vorparlamentes geworden. Dort hatte er sich mit Hecker befreundet und war ihm jetzt mit größter Treue und Selbstlosigkeit zur Seite gestanden. Er hatte den ganzen Zug mitgemacht und auf der Scheideck mitgekämpft. Nach dem Gefechte war er mit vielen andern in die Schweiz entkommen und hielt sich tags darauf, am Karfreitag den 21. April, in Rheinfelden auf. Da vernahm er, daß Struve, als er bei Säckingen eben die Rheinbrücke hatte überschreiten wollen, von den badischen Behörden gefangen genommen worden war und sich jetzt dort in Haft befand. Mögling nahm seine Zuflucht zu einer heitern List. Obschon an Weiterkämpfen nicht zu denken war und ihm kein einziger Mann zur Verfügung stand, schrieb er von Rheinfelden aus an den Säckinger Oberamtmann Schey ein Briefchen, in dem er ihn zur sofortigen Freilassung Struves aufforderte und für den Weigerungsfall androhte, er werde mit seinen 4000 Mann im Städtchen einrücken. Ein schlauer und gewandter Schweizerjunge brachte das Schreiben von Stein nach Säckingen und fügte nach Möglings Anweisungen noch einiges über die bedrohlichen Massen von Freischärlern bei, die unfern jenseits der Grenze lagerten. Das Brieflein tat die gewünschte Wirkung. Nicht nur dem Oberamtmann wurde es bange; auch der Rittmeister einer eben in Säckingen stehenden Kavallerieabteilung, dem der Beamte die Zeilen des lustigen Schwaben zeigte, fand die 4000 Streiter Möglings so bedenklich, daß er mit seinen wenigen Reitern für nichts glaubte einstehen zu können. Noch gleichen Tages wurde Struve nach kaum eintägiger Haft entlassen und ging nun geradenwegs hinüber nach Stein in die Schweiz.

3. Sigels Zug gegen Freiburg.

Nun war nur noch die vierte Kolonne übrig, diejenige Sigels. Zur Zeit, da die andern auseinandergejagt wurden, zählte sie 3—4000 Mann und führte vier Geschütze mit sich, war also die

stärkste Schar, die der erste badische Aufstand ins Feld stellte. Bewaffnet war sie im übrigen so gut oder so schlecht wie die andern.

Franz Sigel (1824—1902) war der Sohn eines Oberamtmannes im badischen Unterland. Er hatte als Lieutenant bei der Artillerie des 4. badischen Infanterieregimentes gestanden, den Heeresdienst seiner politischen Grundsätze wegen jedoch vor kurzem aufgegeben und einem bürgerlichen Berufe sich zuwenden wollen. Als die Revolution ausbrach, stellte er ihr sogleich seine nicht unbedeutenden militärischen Fähigkeiten zur Verfügung. Zunächst in Mannheim und dann in Konstanz schulte er die bewaffneten Volksvereine, die Volkswehr ein, bei welcher der Vierundzwanzigjährige den Rang eines Obersten bekleidete. Als Hecker in Konstanz eintraf, schloß Sigel sofort sich ihm an, obschon ihm der Auszug beim Mangel eines durchdachten Feldzugsplanes und jeglicher Vorbereitung bedenklich überstürzt erschien.

Zwei Tage nach Hecker, am 15. April, brach Sigel mit etwa 400 Mann von Konstanz auf. Ueber Singen, das er am Palmsonntag den 16. April erreichte, wollte er entsprechend den Befehlen Heckers nach Donaueschingen marschieren. Am selben Tag aber erhielt er dessen Gegenbefehl, der anstatt des von den württembergischen Soldaten bereits besetzten Donaueschingen nun Totnau als Sammelpunkt aller Freischaren bestimmte. Diesem Befehle leistete Sigel strenge Folge und ließ durch nichts sich von ihm abbringen. Am 17. zog er in Stühlingen, am 18. mit Weißhaar vereinigt in Waldshut ein. Wir wissen, daß dieser sich dort alsbald von Sigel wieder trennte; der aber setzte unbeirrt seinen Marsch nach Totnau fort. Zwar strömte auch ihm das Volk bei weitem nicht in dem gehofften Maße zu; doch immerhin verstärkte er sich von Tag zu Tag. Am 19. April war Sigel in St. Blasien, am 20., als Hecker auf der Scheideck und Weißhaar in Steinen geschlagen wurden, auf dem Marsche nach Totnau; denn ihn hatte nie eine Nachricht erreicht, daß dieses Ziel war aufgegeben worden. In Totnau erst erhielt er Kenntnis von jenen Niederlagen. Da überdies Berichte einliefen, die von Osten heranrückenden Württemberger seien schon ganz in der Nähe, befürchtete er, von Freiburg abgeschnitten zu werden und beschloß, von Totnau aus nun geradenwegs nach jener Stadt vorzustoßen. Sie sollte der Stützpunkt für einen alsobald zu entflammenden zweiten Aufstand werden, von dem er hoffte, daß er sich nun rasch landabwärts ausbreite.

Das Unglück Sigels war nun aber, daß er mit der Ausführung dieses Entschlusses zu lange wartete und noch zwei Tage untätig in Totnau blieb. Und Schuld an diesem Unglück war wieder der ewige Unglücksvogel Struve. Dieser bis zum Starrsinn ausdauernde Mensch begab sich sofort nach seiner Befreiung aus der Haft in Säckingen mit einem kleinen Umweg über die Schweiz zu Sigel und stellte sich abermals der Revolution zur Verfügung. Er hätte ihr und dem Zuge Sigels sicherlich einen größern Dienst erwiesen, wenn er ferne geblieben wäre. Denn jetzt wußte er nichts Besseres zu tun, als Sigel recht eindringlich vorzustellen, wie großen Zuzug er von den auf der Scheideck und bei Steinen geschlagenen Republikanern erhalten werde, wenn er noch einen oder zwei Tage in Totnau warte. Sigel ließ sich überreden; doch was sich dann an solchen Versprengten in Totnau oder noch später in Horben um ihn sammelte, war kaum der

Rede wert. Hingegen verschafften diese zwei Tage Verzögerung der badischen Regierung gerade die nötige Zeit, die Stadt Freiburg, die nicht nur von Sigel, sondern auch von einer Erhebung in der eigenen Bürgerschaft bedroht war, mit Truppen zu umstellen und ruhig alle Maßnahmen zur Verteidigung der fürstlichen Sache zu treffen. Durch jenen unglückseligen Rat hat Struve somit auch diesem Unternehmen gleich zu Beginn das Rückgrat gebrochen. Und vollends hat er es dann durch sein Benehmen auf dem Zuge selbst zu Grunde gerichtet.

Am Ostersonntag den 23. April brach Sigel mutig von Totnau gegen Freiburg auf. Außer Struve begleiteten ihn noch einige andere Freischarenführer, die nach dem Mißlingen des Hecker- und Weißhaarzuges geflohen und jetzt, auch sie meist auf dem Umweg über die Schweiz, zurückgekommen waren, um mit dem einzig noch ungeschlagenen Sigel das Glück noch einmal zu versuchen. So war z. B. Johann Philipp Becker da, von dem man fast annehmen möchte, er habe in jenen Tagen die Gabe der Allgegenwärtigkeit besessen. Die Schar marschierte von Totnau über Notschrei, Halden und das noch hoch in den Bergen liegende Horben nach Günthersthal hinab. Dieser Ort liegt eine halbe Stunde südlich von Freiburg, da, wo ein tiefes Schwarzwaldtal gegen die Stadt hin in die helle Ebene weit sich öffnet.

Wohl hatten am Tag zuvor die Republikaner in Freiburg Barrikaden errichtet, um den von Norden anrückenden und alsobald die Stadt umschließenden Truppen — es waren wieder hauptsächlich Hessen — den Eintritt zu verwehren. Doch ein Teil der Bürgerschaft war gegenteiliger Ansicht, so daß man sich schließlich auf Neutralität einigte und weder gegen die Soldaten noch gegen die Freischärler etwas Feindseliges unternahm. Auch hier wieder wurde somit die republikanische Hoffnung auf Hilfe durch die untern Landesgegenden zu Schanden.

Die Vorhut der Freischaren führte Struve; Sigel hatte ihm strengen Befehl gegeben, nicht über Günthersthal hinaus zu gehen, sondern dort die Hauptmacht und ihn, Sigel selbst, abzuwarten. Aber der steckköpfig Unfehlbare und Unbelehrbare wußte es besser. Nach wie vor war er fest davon überzeugt, daß es nur einer Aufforderung an die Truppen bedürfe, um sie zur Revolution herüberzuziehen. Es fiel ihm deshalb nicht ein, in Günthersthal Halt zu machen. Es war um drei Uhr nachmittags, da zog er von dort aus an der Spitze seiner Freischärler den Soldaten entgegen, schwenkte in verzückter Allerweltsbrüderlichkeit ein weißes Tuch und lud sie zum Ueberlaufen ein. Kartätschfeuer war die Antwort; nach kurzem Gefecht wurden die Leute Struves blutig zersprengt und die mit den Waffen in der Hand Gefangenen auf dem Platz erschossen. Dem rasch mit der Hauptmacht herbeieilenden Sigel gelang es zwar, die Soldaten wieder aus Günthersthal auf Freiburg zurückzuwerfen; als er aber in Horben seine Truppen sammelte, da waren es anstatt Viertausend noch Vierhundert. Die andern hatten sich alle davongemacht.

Da konnte es Sigel freilich nicht viel helfen, daß der tapfere und ausdauernde Mögling hier in Horben sich ihm zur Verfügung stellte. Schon am 22. hatte er das sichere Rheinfelden wieder verlassen, in Nollingen mit Doll, einem andern Freischarenführer, sich vereinigt und war nun mit ihm beständig den Spuren Sigels nachgegangen. Die Beiden trafen ihn erst, als die Entscheidung in Günthersthal bereits zu seinen Ungunsten gefallen war; es war kaum an-

zunehmen, daß das Schicksal noch gewendet werden könne. Trotzdem unternahmen Sigel und Mögling am folgenden Tage, Ostermontag den 24. April, mit den ihnen Gebliebenen einen tollkühnen Handstreich auf die Stadt, die sie von der Umzingelung der Soldaten befreien wollten. Sie wußten nicht, daß diese wenige Stunden zuvor nach einem kurzen Barrikadenkampfe sich Freiburgs bemächtigt hatten. Die Republikaner gelangten durch das Schwabentor ins Innere der damals noch befestigten Stadt, wurden dann aber von allen Seiten gefaßt und auseinandergesprengt. Sigel und Mögling entrannen mit genauer Not der Gefangenschaft. Am nächsten Tage entkamen sie bei Breisach über den Rhein.

VI. Basel während des ersten badischen Aufstandes.

Die Tage, da in der Nachbarschaft Basels auf der Scheideck, in Steinen und bei Güntherstthal gekämpft wurde, waren für unsere Stadt bewegt. Nicht so sehr wegen dieser Gefechte, die sich verhältnismäßig weit von der Grenze abspielten, und auch nicht wegen des aus dem Elsaß herannahenden Herweghzuges. Denn niemals haben Freischärler von dort her versucht, den schweizerischen Boden zu betreten. Die Hauptsorge der Regierung und des Kommandanten der Observationsbrigade war, wenn man sich so ausdrücken darf, die Handhabung der innern Neutralitätspolizei: es mußte verhindert werden, daß die badischen Aufständischen von der Schweiz aus bewaffneten Zuzug erhielten oder daß überhaupt die badische Schilderhebung schweizerischerseits in irgend einer Weise begünstigt wurde. Geringere Mühe machten die Flüchtlinge, die von den Kämpfen in der Nachbarschaft her nach Basel kamen und denen, wie wir gesehen, die Regierung kein längeres Asyl zu gewähren entschlossen war.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Vorgänge, die während der auf den Gründonnerstag 1848 folgenden Woche an unserer Grenze gegen Baden sich abspielten. Wir werden hiebei wie auch bei der Darstellung der andern Ereignisse dieses Zeitabschnittes in Basel uns mit dem Wesentlichen begnügen und nicht nach einer Vollständigkeit streben, die zwischen Wichtigem und Unwichtigem nicht zu unterscheiden versteht. Noch weniger kann es sich um die Aufzählung all der großenteils falschen oder doch sehr übertriebenen Nachrichten handeln, die damals einander jagten, noch um die Darlegung jeder Maßnahme, zu der durch sie Regierung oder Militärkommando in Basel veranlaßt wurden. Auf solche Einzelheiten einzugehen ist um so weniger nötig, als eine irgendwie ernstliche Verletzung unseres Gebietes nie sich ereignete. Einzig zwei Vorfälle sind erwähnenswert; sie sehen sich sehr ähnlich und geben einen Begriff von der Aufregung und Unordnung, die in der badischen Nachbarschaft damals herrschte. Es handelte sich beide Male um Angriffe Aufständischer vom deutschen Gebiete aus gegen die badischen Zollsoldaten. Diese setzten sich kaum zur Wehr und flohen in die Schweiz; hier wurden ihnen an der Grenze die Waffen abgenommen, sofern das nicht schon vorher die Freischärler besorgt hatten. Die Revolutionäre schossen ihnen etwa auch noch über die Grenze weg nach; doch ist dabei nie jemand zu Schaden gekommen. Ein solcher Angriff ereignete sich schon am Abend des 20. April beim badischen Zollhaus auf der Schusterinsel, wie es hieß, unter der Anführung Johann Philipp Beckers. Am 23. April nachmittags sodann kamen Freischärler in größerer Menge von Grenzach her nach dem Hörnli. Es lag dort an der Grenze eine schweizerische Kompagnie; ihr eilte, als

die Revolutionäre herannahten, vorsorglich vom Bäumlihof eine weitere im Laufschritt zu Hilfe. Angesichts der schweizerischen Vorposten verjagten die Freischärler die badischen Zollsoldaten, drangen hierauf in das jetzt noch bestehende Wirtshaus zum Waldhorn und richteten darin allerhand Unfug an, weil sie den Wirt Vogelbach beschuldigten, er habe sein Versprechen gebrochen, es mit der republikanischen Sache zu halten. Er wie die Zollsoldaten begaben sich in die Schweiz. Bei dieser Gelegenheit gab übrigens der Anführer der Freischaren dem schweizerischen Vorpostenkommandanten die Versicherung, daß die deutschen Republikaner die schweizerische Grenze unter allen Umständen peinlich achten wollten.

* * *

Unvergleichlich mehr Mühe als der Schutz unserer Grenzen nach außen verursachte die Verhinderung bewaffneten Zuzuges aus der Schweiz zu den deutschen Freischaren. Ihn leitete der schon öfters genannte Johann Philipp Becker, der sich in diesen Tagen persönlich in Basels Umgebung befand.

Vom 20. April, also vom Tage des Gefechtes auf der Scheideck an verspürte man in Basel diesen Zug nach Deutschland. Er zeigte sich sowohl im Aufbruch solcher, die in Basel wohnten, als auch im Durchzug derjenigen, die aus dem Innern der Schweiz nach unserer Stadt kamen, um hier durch das uralte Tor des Landes die Reichsgrenze zu gewinnen.

Ihrer aller, oder doch fast aller, Ziel war die Vereinigung mit dem Unternehmen Herweghs. Beim Mangel jeglicher zielbewußter Leitung des kläglich vorbereiteten Aufstandes ist anzunehmen, daß diese Leute wohl fast ausnahmslos nur von dem Herweghzuge wußten, von dem man nun seit einem Monat redete. Ihr Ziel war deshalb das Elsaß, das sie entweder direkt über die Schweizergrenze, linksrheinisch, oder auf dem Umwege über die Schusterinsel und die Hüninger Schiffbrücke erreichen wollten. Selbst wenn sie von den andern Zügen, von Hecker, Weißhaar oder Sigel etwas gehört hatten: um ihnen sich anzuschließen, hätten sie unsere Grenze viel früher und viel weiter östlich überschreiten müssen.

Von allen vier Unternehmungen des ersten Aufstandes trägt der Herweghzug weitaus das deutlichste sozialistisch-kommunistische Gepräge. Hier war vom radikalen Bürgertum, das bei den andern Unternehmen stark vertreten war und sich vom Kleinbürger bis zum reichen Bauern erstreckte, wie Weißhaar einer war, gar nichts zu sehen. Die Anhänger des Herweghzuges gingen alle hervor aus der damaligen Kerntruppe des Sozialismus: aus dem Stand der Handwerksgesellen, der ganz den heutigen Fabrikarbeitern entsprach. Die Anfänge der sozialistischen Bewegung in Basel, die eben in diese Revolutionsjahre fallen, hoffen wir in einem spätern Neujahrsblatt einmal ausführlicher darstellen zu können; hier sei nur darauf hingewiesen, daß auch in unserer Stadt der Handwerksbursche der erste bewußte Sozialist gewesen ist. Mit Ausnahme von ein paar Literaten gehörte alles, was in Basel und überhaupt in der Schweiz an revolutionären Deutschen vorhanden war, diesem Stande an und das ist mit ein Grund, weshalb die ganze deutsche revolutionäre Auswanderung dem Herweghzuge zustrebte.

An 200 in Basel wohnende deutsche Handwerksgesellen hatten sich zur Hilfe für Herwegh verpflichtet. An diesem und dem folgenden Tage überschritten sie unter den Augen der Schweizersoldaten an verschiedenen Orten unbewaffnet die Grenze. Man konnte sie daran nicht hindern; jedoch gelang es ihnen ganz im Anfang außerdem, in Wagen versteckte Waffen über die Grenze zu schmuggeln, die sie dann drüben in Empfang nahmen.

Besonders in Birsfelden scheint ein lebhafter Waffenschmuggel über den Rhein ins Badische stattgefunden zu haben. Wie wir gesehen, fehlte es der Regierung der Landschaft an gutem Willen nicht, die Neutralität zu halten. Allein es waren erst fünfzehn Jahre her, daß dieses Staatswesen aus der offenen Auflehnung gegen die Obrigkeit entstanden war. Das merkte man immer noch: der „freie" Landschäftler fragte auch seiner eigenen Regierung nicht viel nach. Im Baselbieter Volke lebte zudem jetzt eine starke Zuneigung zu der Deutschen Republik, und viele hätten deren offene Unterstützung lieber gesehen als die Neutralität. So fiel es der Liestaler Regierung nun doppelt schwer, ihrem Verbote jeglicher Begünstigung der Freischaren Gehorsam zu verschaffen. Jedoch der Oberst Frey kam ihr zu Hilfe und ließ bald nach dem 20. April Birsfelden von den deutschen Revolutionären räumen, die, aus der innern Schweiz durch die Landschaft dem Rhein zuziehend, in diesem Vorort Basels sich angesammelt hatten. Es hieß, sie wollten beim Roten Haus über den Rhein nach Deutschland einfallen. Birsfelden wurde scharfer militärischer Ueberwachung unterstellt, so daß den Begünstigungen des badischen Aufstandes von dort aus ein Ziel gesetzt war. Das eidgenössische Kommando drückte überhaupt so sehr auf genauesten Grenzdienst, daß nun auch an verschiedenen andern Orten Waffentransporte beschlagnahmt wurden. Das wurde rasch bekannt, so daß fortan Bestrebungen dieser Art einen Umweg um unsere Stadt machten. Gleich am 20. April schritt Oberst Frey in Basel selbst ein. Schon lange hatte man gemunkelt, daß in der Safranzunft, wo die Deutschen ihre Versammlungen abgehalten, ein Waffenlager sei. An diesem Tage abends um 6 Uhr kam nun eine bestimmte Meldung: man habe dort Blusenmänner bemerkt, die Waffen zusammentrugen. Der Oberst Frey ließ deshalb noch am selben Abend das Haus mit einer Wache besetzen, die den Befehl erhielt, keinerlei Waffen hinaus zu lassen. Eine Stunde nachher wurde vorsorglicherweise die Zeughauswache erheblich verstärkt, weil man verdächtige Herumstreicher auf dem Petersplatze wollte gesehen haben. Es war nicht unmöglich, daß es sich dabei um Deutsche handelte, die nun hier sich hätten Gewehre verschaffen mögen, nachdem sie ihr Waffenlager in der Safranzunft nicht mehr benutzen konnten.

Am gleichen Gründonnerstag hatten sich in Hüningen schon einige hundert deutsche Handwerksgesellen angesammelt. Teils waren sie von Basel oder aus der obern Schweiz dorthin gekommen, teils waren es Freischärler des Herweghzuges, die sich von dessen Hauptmasse getrennt hatten und auf eigene Faust das Elsaß heraufgezogen waren. Von diesem Tage an beginnt auch für eine kurze Zeit die Hüningen gegenüberliegende Schusterinsel wieder ins Licht der Geschichte zu treten, das nicht mehr auf ihr geruht, seitdem die Oesterreicher im Jahre 1797 den auf ihrem deutschen Teile stehenden Brückenkopf geschleift hatten. Wiederum wurde jetzt die Schusterinsel als Ausfalltor Hüningens nach Deutschland benutzt; vom 20. April an wurde sie von den deutschen Republikanern beständig begangen, bis sie sie dann am 25. förmlich besetzten.

Der Karfreitag, der Friedrich Hecker in Basel sah, brachte die Meldung von weitern zwei- oder dreihundert in Hüningen angekommenen deutschen Freischärlern, und der Karsamstag, der 22., wilde Gerüchte über den Anmarsch von mehr als 2000 deutschen Arbeitern das Baselbiet oder auch das Birstal herab, nachdem schon am 20. von einem Aufbruch solcher in Locle und Chaux-de-Fonds die Rede gewesen war. Der Oberst Frey glaubte diese Berichte ernst nehmen zu sollen, zumal auch die landschaftliche Regierung sie amtlich übermittelte. Auf sein Begehren bot an diesem Tage der Kleine Rat auch noch das städtische Landwehrbataillon auf. An diesem Karsamstag kamen aber ebensowenig als jemals später so große Massen deutscher Revolutionäre durch; man zählte bloß etwa hundert Unbewaffnete, die über Binningen anlangend durch die Soldaten bis zur Grenze am Otterbach geleitet wurden. Sie hofften in Weil und Grenzach Waffen zu finden und waren wahrscheinlich dieselben, die dann am andern Tage den badischen Zollposten am Hörnli angriffen. Gleichzeitig stellte sich heraus, daß das Neubad ein Hauptsitz deutscher Verschwörer war; das Militärkommando schenkte von da an auch ihm besondere Aufmerksamkeit.

Der 23. April, der Ostersonntag, da Sigel vor Freiburg geschlagen wurde, verlief in Basel ruhig. Der Ostermontag war dagegen der bewegteste der ganzen Aufstandswoche vom 20. bis 27. April. Es folgte ein Gerücht aus Deutschland dem andern; die meisten widersprachen sich. Den ganzen Tag durchzogen unter schweizerischer Bedeckung größere Abteilungen deutscher Arbeiter unbewaffnet die Stadt und überschritten beim Lysbüchel die Elsässergrenze. Es hieß, sie gingen nach Hüningen und würden dort mit Waffen versehen, um alsdann über die Schiffbrücke nach Deutschland einzufallen. Um 5½ Uhr abends fuhr ein Schiff mit 40 bewaffneten deutschen „Freizügern" den Rhein hinab durch die Stadt. Auf das hin ließ Oberst Frey das Albantal mit einer Abteilung Scharfschützen besetzen. Sie erhielt wie sämtliche andern Posten an beiden Ufern des Stromes den Befehl, in Zukunft jedes verdächtige Schiff anzurufen und es zum Landen zu zwingen; im Falle des Ungehorsams sollte ohne weiteres von der Feuerwaffe Gebrauch gemacht werden. Diesen Befehl veröffentlichte das Kommando in den Tagesblättern. Da sich herausstellte, daß die Bewaffneten sich in Birsfelden eingeschifft, befahl der Oberst die bereits erwähnte Räumung dieser Ortschaft. Es war die letzte Maßnahme, die er zur Unterdrückung des Zuzügerwesens zu treffen hatte; mit dem Ostermontag nahm es ein plötzliches Ende.

* * *

Die Sorge um die Aufrechterhaltung der Neutralität nahm Basels Behörden so sehr in Anspruch, daß neben ihr die Angelegenheiten des Asylrechtes wenig bedeutungsvoll erschienen. Wie Basel dazu sich stellte, wissen wir. Die Polizei hatte ein scharfes Auge auf die Flüchtlinge, die jetzt nach dem Mißlingen der Schilderhebung in die Stadt kamen und duldete ihren Aufenthalt nur für Stunden. Die einzigartige geographische Lage unserer Stadt bewirkte aber, daß im April 1848 so gut wie bei den beiden spätern badischen Aufständen Basels Asyl sehr viel in Anspruch genommen werden wollte. Die geographische Bedeutung Basels war zu jener Zeit

noch dadurch erhöht, daß es der Endpunkt der französischen Bahn war, auf der die geschlagenen, doch anfänglich ihre Sache durchaus noch nicht verloren gebenden deutschen Republikaner schnell und beliebig weit hinab ins Elsaß gelangen konnten, von wo sie dann an irgend einer unbewachten Stelle über den Rhein wieder nach Baden zu gelangen und dort den Aufruhr aufs Neue zu entzünden gedachten.

Wir können nicht jedem badischen Revolutionsführer nachgehen, der damals in Basels Mauern sich aufhielt. Doch darf man wohl sagen, daß im Verlaufe der beiden Revolutionsjahre 1848 und 1849 es kaum einen solchen von einiger Bedeutung gegeben hat, der nicht bei uns sich längere oder kürzere Zeit aufhielt.

Begnügen wir uns hier, die Erlebnisse Friedrich Heckers in Basel wiederzugeben. Von Josef Weißhaar wissen wir nur, daß er wahrscheinlich gleichzeitig oder nicht lange nach Hecker hier eintraf, indem die Polizei dem Bürgermeister meldete, er sei am 23. April mit dem Eisenbahnzug 5.45 nach Mülhausen abgereist. Ueber den Aufenthalt Heckers dagegen sind genauere Berichte vorhanden.

Nach dem Gefecht auf der Scheideck floh Hecker wie die meisten andern Republikaner nach Süden; um Mitternacht kam er in Rheinfelden an. Von dort begab er sich am Karfreitag den 21. April mit seinem Adjutanten Schöninger und einem andern Freischarenführer namens Willmann nach Basel und stieg im Schwanen ab, der zwischen Fischmarkt und Schifflände ungefähr in der Mitte der heutigen Marktgasse gelegen war. Er wollte sich hier nach Sigel erkundigen und dann, sowie er dessen Aufenthalt vernommen, wieder nach Deutschland zurück und ihm zu neuem Kampfe sich anschließen. Allein die Polizei erhielt von seiner Anwesenheit Kenntnis und meldete sie unverweilt dem Amtsbürgermeister. Dieser setzte sich sofort mit dem radikalen Ratsherrn Stumm in Verbindung, von dem er wußte, daß er gute Beziehungen zu den süddeutschen Republikanern unterhielt und bat ihn, dem Freischarenführer in schonender Weise mitzuteilen, daß ihm und seinen Genossen in Basel kein Aufenthalt gewährt werden könne und er somit die Stadt sogleich wieder verlassen möge. Der Ratsherr Stumm versprach den Befehl auszurichten. Eine Einwendung dagegen erhob er jetzt nicht mehr; denn er wußte, daß die Verfügung dem Willen der übergroßen Regierungsmehrheit entsprach. Ueber seine Verhandlungen mit Hecker berichtete Stumm am gleichen Tage noch schriftlich dem Amtsbürgermeister:

„In Folge mündlicher Abrede habe ich sogleich den Herren Hecker und seinen Schicksalsgenossen im hiesigen Gasthaus zum Schwanen die Mitteilung gemacht, daß sie in Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse sich nicht so nahe an der Grenze in hier aufhalten dürften und sie möchten sich daher mehr in das Innere der Schweiz zurückziehen, worauf sie mir erwiderten, sie seien von den Folgen der letzttägigen Anstrengungen so ermüdet, daß sie heute nicht wohl weiter reisen könnten und nicht glauben möchten, daß man ihnen das Asylrecht so verkümmern werde. Sie versprachen mir übrigens, mich in einer Stunde ihren Entschluß wissen zu lassen. Ich empfange soeben das inliegende Schreiben des Herrn Hecker zu Hochdero Handen . . .“

Die schwungvolle, von einem regen und gebildeten Geiste zeugende Handschrift Heckers hat auffallende Aehnlichkeit mit derjenigen Gottlieb Bischoffs, die bald nach dem Ende des ersten badischen Aufstandes in den Basler und eidgenössischen Staatsakten zu erscheinen beginnt und ganze Bände der nächsten Jahrzehnte füllt. In jenen Tagen war Bischoff allerdings kaum in den Staatsdienst eingetreten; er war Gehilfe der Staatskanzlei.

In seinem Schreiben verleugnet Hecker den Radikalen nicht; den Titel „Ratsherr", der dieser Partei wie alles Altertümliche widerwärtig war, ersetzt er durch die Bezeichnung „Regierungsrat". Der Brief Friedrich Heckers an den Bürgermeister Frey lautet:

„Durch Herrn Regierungsrat Stumm wurde mir mitgeteilt, daß man beabsichtige, mir den Aufenthalt in der Republik Basel aufzusagen.

Ich kann nicht glauben, daß Ihr Freistaat das allen Völkern freier Verfassung heilige Asylrecht vernichten und mir nicht einmal die nötige Rast vergönnen werde, besonders da meinerseits nicht die Absicht vorliegt, gegen den Kanton Basel etwas zu unternehmen, oder das Asylrecht zum Nachteile der Eidgenossenschaft zu mißbrauchen.

Es wird mein Aufenthalt daher ohnehin nur von kurzer Dauer seyn, und ich hoffe mit Zuversicht, daß demselben kein Hindernis seitens verehrlicher Behörde werde in den Weg gelegt werden. Ich zeichne mit vorzüglicher Hochachtung ergebenster Fr. Hecker."

Der Bitte Heckers, ihm nach den Anstrengungen der letzten Tage doch wenigstens eine Nacht zum Ausruhen zu gewähren, verschloß sich der Bürgermeister nicht; trotz aller Abneigung gegen die Revolutionäre sollte sich Basel keiner Unmenschlichkeit schuldig machen. Er gestattete Hecker, noch bis zum nächsten Tag, dem 22. April, in Basel zu bleiben; doch morgen früh um 8 Uhr müsse er abreisen. Um diese Stunde verließ Friedrich Hecker die Stadt.

Genau gehalten hat er zwar das Versprechen nicht, das er dem Bürgermeister gab, er wolle das Asylrecht nicht mißbrauchen. Am gleichen Tage schickte er von Basel aus nach Lörrach den schriftlichen Befehl, die dortigen bewaffneten Republikaner sollten sich sogleich nach Totnau zum „Volksheer" begeben, womit er die Kolonne Sigels meinte. Wer dieses Schreiben nach Lörrach beförderte, wissen wir nicht. Hecker und alle die republikanischen Führer, die bald nach den Ereignissen ihre Erinnerungen veröffentlichten, waren sehr vorsichtig und nannten auch ihre schweizerischen Helfer nie. Daß solche auch in Basel im Spiel und unter den hiesigen Radikalen zu suchen waren, darüber kann kein Zweifel bestehen.

Da Hecker es nicht gelungen war, einen Führer zu finden, der ihn auf sichern Wegen oberhalb Basels wieder nach Deutschland zurückgebracht hätte, und er ebensowenig Bestimmtes über Struve und Sigel hatte erfahren können, begab er sich nach St. Louis.

Am folgenden Tag, den 23., traf mit dem „Convoi von 12.10" Frau Hecker hier ein und war im „Storchen" an der Mittagstafel. Da sie erfuhr, daß ihr Mann nicht mehr in Basel, sondern in St. Louis, sie also soeben an ihm vorbeigefahren sei, ließ sie sich zur Abfahrt des „3. Convois 3.20" in einem Einspänner nach dem französischen Bahnhof fahren und reiste zu ihrem Gemahl nach St. Louis.

Von dort beabsichtigte Hecker, mit der Bahn nach Neubreisach und dann am Kaiserstuhl vorbei sich nach der Stadt Freiburg zu begeben, dem alten Hoffnungsziel der Republikaner, dem ja gerade jetzt auch der tapfere Sigel noch zustrebte. Allein die Nachrichten, die Hecker in St. Louis erhielt, lauteten nicht günstig, so daß er nicht abreiste. Am Ostermontag den 24. begab er sich sodann nach Hüningen, zu diesem Ortswechsel veranlaßt durch die eben dort beginnenden Ansammlungen deutscher Freischärler, die dann zur Aufrichtung der Deutschen Republik auf der Schusterinsel führten. Doch ein Besuch dort überzeugte ihn bald davon, daß von diesem Unternehmen nichts mehr zu hoffen sei. Da zudem jetzt auch die Nachricht von der Niederlage Sigels vor Freiburg eintraf, entschloß sich Hecker, vorläufig in Muttenz Aufenthalt zu nehmen. Er mietete sich im „Schlüssel" ein bei dem Wirte Mesmer, der nebenbei noch landschaftlicher Regierungsrat war.

* * *

Am 27. April besichtigte der Oberst Frey die schweizerischen Vorposten bei der Wiesenbrücke, bei Neuhaus und Kleinhüningen. Dort sah er sich auch aus unmittelbarer Nähe das seit drei Tagen dauernde Freischärlerwesen auf der Schusterinsel an. Die Leute machten ihm keinen gefährlichen Eindruck, und von den Schanzen und Verhauen, die sie dort errichtet hatten, hielt er nicht viel. Dem eidgenössischen Kriegsrat schrieb er, die Leute hätten sie eben aufgebaut, „so gut sie es können und verstehen", nämlich ausnehmend schlecht.

Aber durchaus nicht schlecht gelaunt war der alte Haudegen, als er jetzt durch den lauen Frühlingsabend langsam zur Stadt zurückkehrte. Mit ihren Mauern und Türmen stieg sie vor ihm in tiefem Frieden aus der allmählich eindämmernden Landschaft empor, so wohl gesichert wie der behagliche „Wilde Mann", wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte und dem er jetzt in vergnügtem Sinnen entgegenritt. Er wußte, daß dort kein Aerger seiner wartete. Der Führer der Standestruppe und Platzkommandant Major Lukas v. Mechel, den er in dieser letztern Eigenschaft sogleich bestätigt hatte, Berufssoldat wie er, besorgte all die laufenden Geschäfte aufs Zuverlässigste.

Die eine seiner beiden Aufgaben, die Handhabung der Neutralitätspolizei, hatte Frey bisher befriedigend erfüllen können; er hatte es durchgesetzt, daß von dem ihm anvertrauten Gebiete aus der badische Aufstand keinerlei irgendwie namhafte Unterstützung durch Zuzüger oder Waffen erhalten hatte. Die andere Aufgabe war allerdings in der Wirklichkeit noch gar nicht an ihn herangetreten: bewaffneten Einfall in die Schweiz hatte bis jetzt noch niemand versucht.

Die „Observationsbrigade", die der Oberst befehligte, war eine ansehnliche Macht. Es fehlte nicht viel zu einer Stärke von 2000 Mann, die schöne Basler Batterie nicht gerechnet, die außer den infanteristischen Kräften ihm marschbereit zur Verfügung stand. In weitem Umkreis um die Stadt sicherte die Brigade nach seinen Befehlen die Schweizergrenze. Am Hörnli, in Bettingen und in Riehen lag je eine Kompagnie. Das Kommando des Bataillons, dem sie angehörten, war im Bäumlihof. Dort stand auch dessen letzte Kompagnie als Unterstützung jener Vorposten bereit. Auf dem rechten Rheinufer war überdies das nähere Stadtgebiet durch

zwei Kompagnien gesichert, die in Kleinhüningen und der Horburg lagen. Das linke Ufer des Stromes bewachte von Augst bis Birsfelden eine weitere Kompagnie, und eine lag in Binningen und Allschwil verteilt. Es machte deshalb dem Obersten wenig Sorge, daß in den letzten Tagen im Elsaß die Judenverfolgungen aufs Neue aufgeflammt waren und neuerdings ein Strom von Flüchtlingen dort über die Grenze kam. In Basel selbst lag außer der städtischen Landwehr ein ganzes Auszugsbataillon. Und nach wie vor war gut dafür gesorgt, daß auch von Seite des französischen Bahnhofes her nichts Ueberraschendes eintreten konnte.

Mit der ihm zur Verfügung stehenden Truppenmacht gedachte der Oberst seine Aufgabe wohl erfüllen zu können. Zwar war er sich der vielen Mängel genau bewußt, welche die Ausbildung dieser Milizen aufwies. Allein Bewaffnung wie Ausrüstung war befriedigend, und allen Anzeichen nach der Geist seiner Truppen gut. Die Baselbieter rühmten laut die treffliche Aufnahme, die sie in Basel gefunden, und dem gut schweizerischen Herzen des Obersten hatte es wohlgetan, als kürzlich ihm der Bürgermeister gesagt, wie sehr man in der ganzen Stadt das vorzügliche Betragen der Landschäftler anerkenne.

Noch immer rechnete der Oberst mit einem Einbruchsversuch der Herweghschen Freischaren vom Elsaß her. Zwar gingen Gerüchte in der Stadt, ihre Hauptmacht sei bereits weit unten über den Rhein ins Badische eingefallen. Und auf dem heutigen Ritte hatte ihm der Adjutant von einem Geschwätz erzählt, das von gesprächigen Angestellten des „Wilden Mannes" die Pferdeordonnanzen vor wenigen Stunden aufgeschnappt und in den Stall gebracht hatten: unweit von Rheinfelden habe heute morgen auf der badischen Seite ein scharfes Gefecht zwischen Soldaten und einer großen Freischar stattgefunden, die aus dem Elsaß bis dorthin gelangt sei. Dem aber stand entgegen, daß sichern Nachrichten zufolge die Freischärler auf der Schusterinsel auch aus dem Elsaß heraufgekommen waren. Ein klares Bild der Lage zu gewinnen war immer noch nicht möglich.

Eins aber schien dem Obersten gewiß zu sein: wenn wirklich noch Freischaren versuchen sollten, gewaltsam sich den Eingang in das schweizerische Gebiet zu erzwingen, dann sah er keinen Grund zu der Annahme, daß sie von bessern kriegerischen Eigenschaften sein möchten als die, die er soeben auf der Schusterinsel in Augenschein genommen. Und dann hatte es keine Not. Dann mochten sie auch mit großer Uebermacht kommen: wenn sie Gewalt anwenden wollten, war er vollkommen im Stande, erfolgreich ihnen entgegenzutreten. Mit heiterm Sinn stieg diesen Abend vor dem „Wilden Mann" der Oberst Frey vom Pferd.

VII. Der Herweghzug.

Der Kommandant der schweizerischen Observationsbrigade in Basel hatte trotz seiner günstigen Beurteilung der Lage sie immer noch viel ernster angesehen, als sie in Wirklichkeit war. Das neueste Gerücht, von dem ihm sein Adjutant erzählt, hatte die Wahrheit gesprochen: am Abend des 27. April, als Oberst Frey nach der Stadt zurückritt, war auch der Herweghzug, das letzte der vier Unternehmen des ersten badischen Aufstandes, erledigt, und noch hatte der Oberst sich nicht von der Abendtafel im „Wilden Mann" erhoben, als auch die Schusterinsel von den Republikanern geräumt war. Irgendwie ernstliche Gefahr bestand für die schweizerischen Grenzen nicht mehr.

Wie wir bereits zu mehreren Malen gesehen, hat der Herweghzug auf Basel und die ganze Schweiz weitaus den stärksten Einfluß von diesen Expeditionen ausgeübt und ist, mit seinem Ableger auf der Schusterinsel wenigstens, von allen vier unsern Grenzen am nächsten gekommen. Deshalb rechtfertigt es sich, daß er hier auch am ausführlichsten dargestellt wird, obschon er eigentlich nur ein tragikomisches Nachspiel war, das am bereits gefallenen Entscheide nichts mehr ändern konnte.

Die Februarrevolution in Paris brachte auch einen großen Teil der dort wohnenden Deutschen in Bewegung, vor allem die sehr zahlreichen Handarbeiter, die damals noch mehr aus Handwerksgesellen als aus Fabrikarbeitern bestanden. Sie waren überwiegend revolutionär gesinnt; von ihnen hatten viele erst kürzlich beim Pariser Aufstand mitgekämpft. Eine dünne Oberschicht dieser deutschen Revolutionäre in Paris bildeten einige Literaten, worunter verschiedene frühere Offiziere, die wegen ihrer radikalen Ansichten das Heer verlassen hatten. Sie übernahmen die politische, die Offiziere später auch die militärische Leitung der in Paris sich bildenden deutschen republikanischen Partei.

Der bekannteste von ihnen war der Schwabe Georg Herwegh. Geboren 1817 in Stuttgart hatte er sich einige Jahre der Theologie beflissen, dies Studium dann aber zugleich mit dem Christentum aufgegeben, an der Rechtswissenschaft, zu der er überging, ebenfalls keinen Gefallen gefunden und seit 1837 als freier Schriftsteller sich durchgeschlagen. Zwangsweise in den württembergischen Militärdienst gesteckt, war er 1838 desertiert und nach Zürich geflohen. Dort waren 1841 seine „Gedichte eines Lebendigen" erschienen und hatten ihm durch ihr unklares revolutionäres Reimprassel eine unerhörte Berühmtheit verschafft. Nicht nur die große Menge bewunderte ihn; ein Geibel, ja selbst ein Gottfried Keller feierten ihn als bedeutenden Dichter. Nur einer, der große Pfarrherr von Lützelflüh, der jedem mit einem Blick bis auf den Grund

der Seele sah, durchschaute auch ihn und lehnte ihn mit bernischer Grobheit ab. Herwegh aber, der elegante, sorgfältig gekleidete Mann mit den dunklen Augen, die aus einem blassen, von tiefschwarzem Haupthaar und Bart umrahmten Gesichte glühten, hatte seine Volkstümlichkeit auf einer Reise durch Deutschland ausgekostet, die sich zu einem wahren Triumphzug gestaltete; aus Preußen aber war er bald nachher ausgewiesen worden. Dann war er wieder nach Zürich zurückgekehrt und hatte sich, wie damals so viele andere Deutsche, sehr lebhaft an der schweizerischen radikalen Politik beteiligt, so lebhaft sogar, daß ihn auch in Zürich die Ausweisung getroffen hatte. Gleich vielen andern ausländischen Radikalen hatte dann auch ihn der zu jener Zeit höchst radikale Kanton Baselland mit offenen Armen aufgenommen; 1843 war Herwegh Bürger von Basel-Augst und damit Schweizer geworden; er hat unserm Lande denn auch sein Leben lang eine aufrichtige Anhänglichkeit entgegengebracht. Im gleichen Jahre hatte er sich mit Emma Siegmund, der Tochter eines reichen Berliner Seidenwarenhändlers und Hoflieferanten verheiratet und seinen Wohnsitz in Paris genommen, woselbst er seither gelebt und sich ganz den republikanisch-sozialistischen Revolutionären angeschlossen hatte, die dort von überall her zusammengekommen waren; Bakunin, Karl Marx, der atheistische Philosoph Ludwig Feuerbach waren mit ihm befreundet, wie später Ferdinand Lassalle.

Am 6. März 1848 hielten in Paris die deutschen Demokraten, wie sich die Republikaner auch nannten, eine große Versammlung ab. Sie waren alle einig, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, die Freiheit für alle Völker, die allgemeine Republik zu erkämpfen. Den Anfang sollte die Verbrüderung mit Frankreich machen. Zwei Tage darauf zog Herwegh als neuernannter Präsident der deutschen Demokraten in Paris an der Spitze von mehreren tausend von ihnen vor das Stadthaus, den Sitz der eben aus der Revolution hervorgegangenen provisorischen Regierung der französischen Republik. Am Schlusse einer formvollendeten Rede, welche den Sieg der Freiheit auch in Deutschland und die Verbrüderung der beiden Völker forderte, überreichte er dem sozialistischen Regierungsvertreter Crémieux samt einer schwungvollen Sympathieadresse eine rot-weiß-blaue französische und eine deutsche schwarz-rot-goldene Fahne, und jener nahm die beiden Banner mit ebenso prächtig tönender Dankesbezeugung in Empfang.

Mit diesen schönen Worten begnügte man sich für den Augenblick. Doch als dann Mitte März die Nachrichten von den aufständischen Bewegungen in Deutschland, vor allem in Wien und Berlin, einliefen, entschlossen sich die deutschen Demokraten auch in Paris zum Handeln. Sie wurden jedoch vom revolutionären Brausegeiste der Zeit so gänzlich erfaßt, daß ruhiges Denken bei ihnen nicht mehr aufkommen konnte. Eilfertig und unüberlegt beschlossen sie eine bewaffnete „Deutsch-demokratische Legion" zu bilden und in die Heimat zu ziehen, den Kämpfern für die Republik zu Hilfe. Gesinnungsgenossen zogen ihnen auch von auswärts zu, zum Teil von weit entfernten Orten. So kam von Zürich Wilhelm Liebknecht (1826—1900), der mannhafte hessische Schulmeister, der auch an den zwei spätern badischen Aufständen sich eifrig beteiligt hat und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer der besten Führer der deutschen Sozialdemokratie geworden ist. Doch eine plötzlich ausbrechende Krankheit verhinderte diesmal den jungen Revolutionär ins Feld zu ziehen.

Unüberlegt war das Vorgehen der deutschen Republikaner in Paris vor allem deshalb, weil sie, die sich doch Demokraten nannten und es sicherlich auch zu sein glaubten, nicht einen Augenblick sich darum bekümmerten, ob wirklich die Republik von der Mehrheit des deutschen Volkes gewünscht werde, und, wenn dies nicht der Fall, ob dieses Volk dann wohl gesonnen sei, sie sich von einigen hundert Handwerksburschen aufzwingen zu lassen. Ihre kindischen Diktaturgedanken sprach Herwegh in einem Aufruf jener Tage offen aus: „Die Monarchie kann heute auch von keiner Mehrheit mehr uns aufgedrungen werden.“ Und selbst, wenn sie gewußt hätten, daß Deutschland in seiner Mehrheit republikanisch sei, so hätten sie sich darüber Gewißheit verschaffen müssen, ob es, um an sein Ziel zu kommen, nach Hilfe aus dem Ausland verlange. Das alles bedachten sie nicht und gaben sich der Hoffnung hin, bei ihrem ersten Erscheinen in Deutschland werde alles Volk ihnen zufallen. So standen sie von Anfang an auf unsicherem Boden und setzten sich in der Folge schweren Enttäuschungen aus.

Der kopflos gefaßte Entschluß wurde ebenso kopflos durchgeführt. Von überlegtem Vorgehen, von einer geordneten Zusammenfassung des ganzen Zuges nach einem wohldurchdachten Plane unter einer gemeinsamen Oberleitung war keine Rede. Kolonnen von 50, 100 oder noch mehr Teilnehmern bildeten sich in überstürzter Hast und zogen von Paris der deutschen Grenze zu, nachdem sie sich noch schnell ihre militärischen Führer gewählt hatten. Fast war es ein Wunder zu nennen, daß sie sich wenigstens ein gemeinsames Ziel gesetzt, wo sich die Deutsche Demokratische Legion vor ihrem Einbruch nach Deutschland sammeln wollte: Straßburg.

Eine Eisenbahn von Paris nach der deutschen Grenze gab es damals noch nicht; so ging denn der Marsch dieser Kolonnen, die sich oft in Zwischenräumen von mehreren Tagen folgten, zu Fuß über Châlons, Vitry-lès-François, Nancy nach Straßburg; er dauerte etwa vier Wochen. In einem Wagen folgte Herwegh, der körperliche Anstrengungen weder gewohnt war noch liebte, der Expedition, begleitet von seiner tapfern Frau, die auch auf dieser gefährlichen Reise von ihm sich nicht trennen wollte. In sich gekehrt und blaß legte er den langen Weg zurück; schon schien er einzusehen, daß er da etwas unternommen, dem er in keiner Weise gewachsen war. Voll Leben und Feuer und besten Mutes war dagegen seine Frau; als reisige Amazone folgte sie dem Zug. Sie trug schwarze, mit schwarz-rot-goldenen Bändern verzierte Tuchhosen, und über der Bluse aus schwarzem Samt einen Ledergürtel, in dem zwei kleine Pistolen von elegantester Form und ein Hirschfänger steckten. Das braune, nach Männerart geordnete Haar deckte ein breitkrämpiger schwarzer Hut mit wallender Feder. Gegen Mitte April kam das Ehepaar Herwegh in Straßburg an; die Legion konnte um die gleiche Zeit als ziemlich vollzählig in der elsässischen Hauptstadt besammelt gelten.

Die zweite französische Republik von 1848 ging, ganz im Gegensatz zu der ersten, im Jahre 1792 aus der großen Revolution entstandenen, nicht auf die Ausbreitung der republikanischen Staatsform in den Nachbarländern aus. Mit ihnen wollte sie keinen Streit. Sie betrachtete die Republik als eine rein innerfranzösische Angelegenheit und trat von Anfang an solchen Ausbreitungsbestrebungen zwar nicht mit offenen Worten, doch durch ihr tatsächliches Verhalten entgegen. Nach diesem Grundsatz richtete sich auch ihr Verhalten gegenüber dem Herweghzug. Sie

begünstigte zwar das Unternehmen, indem sie den Führern einige tausend Franken in bar auszahlte und allen Teilnehmern auf dem Marsche nach der deutschen Grenze freies Quartier und jedem Mann einen Franken täglichen Sold gewährte. Natürlich war ihr sehr wohl bekannt, zu welchem Zwecke diese Leute Deutschland zustrebten. Sie scheint sogar unter der Hand den Anführern versprochen zu haben, sie werde auf irgend eine Art den Freischärlern noch vor dem Ueberschreiten der Grenze die nötigen Waffen zukommen lassen. Nach Außen aber gab sie sich den Anschein zu glauben, es handle sich um eine ganz friedliche Rückkehr bedauernswerter Arbeitsloser in ihre Heimat. Diese dem Herweghzug gewährte Unterstützung entsprang jedoch ebensowenig allgemein menschlichem Mitleid wie etwa gar dem Ideale international-republikanischer Brüderlichkeit, sondern vielmehr einer höchst nüchternen und praktischen Absicht. Um jene Zeit waren nämlich infolge Störung des Wirtschaftslebens durch die Revolution an die 50,000 Franzosen ohne Arbeit. Und da benützte denn die Regierung sehr gerne die Gelegenheit, hunderte von ausländischen Arbeitern auf gute Art los zu werden. Teils waren diese Deutschen ebenfalls arbeitslos, teils wurden durch ihren Weggang Verdienstmöglichkeiten für Franzosen frei. Einige dreißig beschäftigungslose französische Arbeiter revolutionärer Gesinnung, von denen ein Teil soeben auf den Pariser Barrikaden gefochten, schlossen sich ihnen an. Bei den Deutschen aber gingen manche im Herweghzuge mit, die nicht von ferne daran dachten, in ihrer Heimat gegen die Fürsten zu kämpfen. Sie ließen sich auf diese Weise unentgeltlich an die Grenze bringen und machten dann in Straßburg von der Erlaubnis der badischen Regierung Gebrauch, daß deutsche unbewaffnete Arbeiter in kleinen Gruppen nach Hause zurückkehren durften.

Daß die französische Regierung den Führern des Herweghzuges sogar Waffen versprochen, war ebenfalls aus dem einzigen Grunde geschehen, um sie zur Abreise zu ermutigen. Nun aber, als die Freischärler glücklich in Straßburg waren, wollte sie nichts mehr davon wissen und drängte ganz unverblümt auf ihre rasche Entfernung. So stand es bei der Legion um die Bewaffnung schlimm: nur etwa die Hälfte hatte Gewehre, darunter viele ganz minderwertige. Wie bei den drei andern Zügen erhielt deswegen der Rest auch dieser Revolutionstruppe, soweit er nicht Piken oder alte Säbel oder Pistolen führte, die klassische Revolutionswaffe jener Zeit: die Sense, die aber nicht wie diejenige des Landmannes vom Stiel im rechten Winkel abstand, sondern ihm gleichlaufend in die Höhe ragte. Auch Munition war nicht in genügendem Maße vorhanden.

In Straßburg kam es nun auch nach unerquicklichen Streitigkeiten der auf einander eifersüchtigen Führer zur endgültigen Gliederung der schon erheblich zusammengeschrumpften Legion. Sie war jetzt unmittelbar vor dem Abmarsch noch etwa 1000 Mann stark und wurde, da nur Infanterie vorhanden, in vier Bataillone gegliedert, die je 2—400 Freischärler zählten. Das Oberkommando bekam jetzt der ehemalige österreichische Feldweibel Karl Börnstein, und zum Generalstabschef wurde Otto v. Corvin-Wierbitzky, ein radikal gewordener früherer preußischer Offizier aus uraltem Adel bestimmt. Gleich ihm und aus den gleichen Gründen hatten Reinhard v. Schimmelpfenning, Löwenfels, Adelbert v. Bornstedt den deutschen Heeresdienst verlassen; sie führten jetzt den Befehl über Bataillone und kleinere Einheiten.

Herwegh war nach wie vor „Politischer Direktor“ oder „Präsident“ des Unternehmens; er hatte die Proklamationen zu verfassen, den allfälligen Verkehr mit den politischen Behörden zu besorgen; mit der militärischen Leitung jedoch hatte er nichts zu tun.

Nun handelte es sich darum, mit den zum Aufstand bereiten deutschen Republikanern in Verbindung zu treten, um seine eigenen Maßnahmen nach den ihrigen einzurichten. Am besten geschah dies durch persönliche Unterredung; durch sie wurden Mißverständnisse am sichersten vermieden. Auch war mit scharfer Überwachung der wenigen damals bestehenden Fernverständigungsmittel zu rechnen, so daß ein Meinungsaustausch durch Briefe oder den erst spärlich vorhandenen Telegraphen schon deswegen nicht ratsam war. Frau Herwegh anerbot sich, das Amt eines Boten zu übernehmen; sie eignete sich auch vorzüglich dazu.

Am 14. April reiste sie mit der Bahn nach Basel und suchte dort sogleich Dr. Karl Brenner (1814—1883) auf, um sich bei ihm nach Heckers Aufenthalt zu erkundigen. Brenner, seit etwa einem Jahrzehnt der Führer der Basler Radikalen, war damals eine bei den Parteigenossen nicht nur in der Schweiz, sondern auch Deutschlands und Frankreichs allgemein bekannte Persönlichkeit. Man kann wohl sagen, daß bei ihm von allen Seiten die politischen Fäden jener Partei zusammenliefen. In der Tat wußte er die annähernd richtige Auskunft: nach den letzten Nachrichten befand sich Hecker in Konstanz, wo er schon, wie es hieß, die Republik proklamiert hatte. Unverzüglich begab sich Frau Herwegh mit der Post über Schaffhausen weiter und kam dann andern Tages in Engen mit dem bereits landabwärts vorrückenden Hecker zusammen. Sie berichtete ihm die Ankunft des Großteiles der deutschen Legion in Straßburg und deren Kampfbegierde, wobei ihr nach ihrem eigenen Berichte die Worte entschlüpften: „sie wollen sich à tout prix schlagen; wenn nicht gegen Menschen, so doch gegen Windmühlen.“ Kein gutes Zeichen, daß selbst sie die Sache so wenig ernst nehmen konnte! Von Hecker verlangte sie bestimmte Weisung darüber, wo sich die Demokratische Legion mit ihm vereinigen sollte. Hecker aber wollte die Befreiung des deutschen Volkes allein durch dessen eigene Kraft und dachte viel zu vaterländisch, als daß er auch nur den Schein sich hätte zuziehen wollen, er habe sich in seinem Kampfe für die deutsche Republik ausländischer Hilfe bedient. So gab er Frau Herwegh ausweichende Antworten, verwies sie an andere Revolutionsführer und versprach ihr schließlich nur, er werde der Legion nach Straßburg berichten, wenn er losgeschlagen habe. Über Grenzach kehrte am 16. Frau Herwegh nach Basel zurück. Dr. Brenner geleitete sie zum Bahnhof; um 11.05 vormittags fuhr sie wieder zu ihrem Manne nach Straßburg. Dort aber wollte der versprochene Bericht Heckers nicht eintreffen. Untätig und stets unzufriedener lagen die Freischärler in der elsässischen Stadt herum und wurden von den Bürgern immer unlieber gesehen; in ihren Reihen riß Unordnung und Verwirrung ein. Schon am 13. hatte ein Trupp von etwa 250 Mann Straßburg verlassen und sich auf eigene Faust landaufwärts in Marsch gesetzt. Als es ihnen nicht gelang, irgendwo über den Rhein ins Badische zu kommen, scheinen sie beabsichtigt zu haben, bei Basel über Schweizergebiet nach Deutschland durchzubrechen; sie standen aber davon ab, weil sie die Schweizergrenze besetzt fanden. Soweit sie sich nicht verliefen, sind sie dann in der Gegend Hüningens geblieben und haben einen Teil der Leute gestellt, die später die Schusterinsel besetzten. Andere kleinere Züge folgten ihnen von Straßburg nach; bei der grenzen-

losen Unordnung und Planlosigkeit aber, mit der sie vorgingen, ist es auch hier unmöglich, ihre Wege im Einzelnen zu verfolgen.

Am 18. April erklärten die in Straßburg gebliebenen Freischärler ihrem Präsidenten Herwegh, daß sie nun unbedingt sich schlagen wollten. Schon war der Dichter so herabgestimmt, daß er die Auflösung der Legion vorschlug, weil keine der in Paris gehegten Hoffnungen eingetroffen sei. Das wurde nicht angenommen, dagegen Frau Herwegh ein zweites Mal zu Hecker geschickt. Durch viele Gefahren gelangte sie mit Hilfe revolutionär gesinnter deutscher Freunde am späten Abend des Mittwochs 19. April, also in der Nacht vor dem Gefecht auf der Scheideck, in Kandern zu ihm. Diesmal beschwor Frau Herwegh aufs Dringendste Hecker, nun endlich den Vereinigungspunkt der Legion mit seinen Scharen zu bestimmen. Die Legion müsse unbedingt jetzt losschlagen; schon darum, weil ihre Geldmittel erschöpft seien. Könne sie jetzt nicht zu Hecker stoßen, so müsse sie auseinandergehen. Aufs Neue suchte Hecker sich bestimmten Zusicherungen zu entziehen; doch der in seinem Stabe befindliche Theodor Mögling gab endlich die Weisung, die Legion solle nächsten Samstag den 22. April in Banzenheim eintreffen, das unweit vom Rhein auf seiner elsässischen Seite ungefähr in der Mitte zwischen Freiburg und Basel liegt. Dort werde Herwegh entweder, wenn Heckers Unternehmen in der Zwischenzeit gelungen, dessen Schar am andern Ufer vorfinden; vereinigt werden sie dann nach Freiburg ziehen. Im Falle des vorläufigen Scheiterns der Heckerschen Unternehmung aber werde die Legion in Banzenheim den Bericht bekommen, an welchem Orte Hecker sie in kürzester Frist erwarte.

Nach dieser Abmachung reiste Frau Herwegh mit ihrem vielgewandten Begleiter mitten durch die Freischärler, deren malerische Unordnung sie an „Wallensteins Lager" erinnerte und die in und um Schliengen liegenden fürstlichen Truppen nach Freiburg und andern Tages nach Straßburg zurück. Dort nahm, was von der Legion noch in der elsässischen Hauptstadt weilte, die Nachricht vom endlichen Abmarsch mit Jubel entgegen; am Samstag, den 22. April früh morgens fuhr sie, noch 800 Mann stark, mit einem Extrazuge, den ihr die um ihre Abschiebung äußerst besorgte französische Regierung bereitgestellt, nach Mülhausen ab und gelangte gleichen Tages mit Fußmarsch nach Banzenheim am Rhein. Dort war aber am andern Ufer von Hecker nichts zu erblicken, und ebenso wenig lag die für diesen Fall versprochene Nachricht über sein Verbleiben vor. Die vom Unterland heraufgekommenen fürstlichen Truppen hatten zudem, von der Ankunft der Legion unterrichtet, das gegenüberliegende Neuenburg besetzt, um ihr den Uebergang zu verwehren. Um freie Hand zu bewahren, hielt man sie durch einen in der nächsten Nacht unternommenen Scheinangriff dort fest. Am Ostersonntag morgen war noch immer kein Bericht von Hecker gekommen. Die Führer der Legion schlossen daraus, er befinde sich in Gefahr und entschieden sich, nun ohne Verzug etwa drei Stunden weiter oben bei Kembs den Rhein zu überschreiten, um unter allen Umständen ihre Vereinigung mit Hecker zu vollziehen. Jetzt, da es Ernst wurde, lief wieder eine ganze Anzahl Freischärler davon. Um 9 Uhr abends stellte sich die Legion in Banzenheim zum Abmarsch bereit, als endlich eine Nachricht eintraf. Doch nicht von Hecker, sondern von Sigel: er erwarte sie in Totnau; dort werde man sich mit Hecker zusammenschließen und dann vereint gegen Freiburg marschieren. Das brachte aber die Befehlshaber von dem Beschlusse nicht ab, vorerst nun die Ver-

einigung mit Hecker zu suchen. Um 1 Uhr morgens am Ostermontag den 24. April erreichte die Freischar Kembs und fand dank ihren französischen Freunden am Rheine Schiffe und Schiffer bereit. Das badische Ufer gegenüber bei Kleinkembs war unbesetzt; in sternenklarer Nacht vollzog sich die Ueberfahrt, und als die Letzten unter dem Rufe: „Vive la république!“ den Fuß auf deutschen Boden setzten, da graute schon der Tag.

Es war der gleiche, der die letzte Niederlage Sigels vor Freiburg sah; die Legion kam in dem Augenblicke in Deutschland an, da gerade alles vorbei war und stand jetzt ganz allein den fürstlichen Truppen gegenüber, die unterdessen sich bedeutend verstärkt hatten. Denn am 15. April war, wie wir bereits vernommen, in den badischen Seekreis ein württembergisches Korps eingerückt und schob sich nun, da Nachrichten von einem drohenden Einfall revolutionärer „Arbeiterkolonnen“ aus dem Elsaß und der Schweiz einliefen, rasch westwärts ins Wiesental, mit einer Seitenkolonne über Waldshut und Säckingen das Rheintal hinab.

Bevor wir die Demokratische Legion auf ihrem Zuge weiterbegleiten, kehren wir einen Augenblick nach Basel zurück. Wir haben gesehen, daß dessen Regierung, als sie sich mit derjenigen des Kantons Baselland ins Benehmen setzte, über merkwürdig bestimmte Nachrichten vom Herweghzuge verfügte. Wie war sie in deren Besitz gekommen?

Schon einmal haben wir darauf hingewiesen, wie wichtig es zu jener Zeit für Basel war, daß seit vier Jahren hier die französische Eisenbahn einmündete; ihr Endstück von der Grenze bis nach Basel war die erste Bahnstrecke, die auf Schweizerboden gebaut worden war. Nun aber, im März und April 1848 gar, da ein Vorstoß des Herweghzuges nach Basel befürchtet wurde, gewann diese Bahnverbindung die größte Bedeutung. Doch Basel war durch sie nicht bloß gefährdet; es besaß an ihr auch ein ausgezeichnetes Mittel, sich über die Vorgänge im Elsaß auf dem Laufenden zu halten. Weitaus der größte Teil der wirklich brauchbaren Nachrichten, die Basel in jener Zeit über den Herweghzug erhielt, sind ihm dank seiner Eisenbahnverbindung mit Straßburg zugekommen. Es hat sie jeweilen unverzüglich an den Nachbarkanton und an den eidgenössischen Vorort weitergeleitet und dadurch dem ganzen Lande wertvolle Dienste erwiesen. Sie waren es nicht zum kleinsten Teile, die es der Schweiz ermöglichten, sich rechtzeitig gegen die kommenden Ereignisse vorzusehen.

Die Eisenbahnangelegenheiten Basels besorgte eine besondere Eisenbahnkommission, an deren Spitze der Ratsherr und spätere Nationalrat Achilles Bischoff stand, der hervorragende Fachmann in Eisenbahn- und überhaupt in Verkehrs- und Handelssachen, den wir im letzten Neujahrsblatt kennen gelernt haben. Der ausführende Beamte dieser Kommission war der Eisenbahnkommissär Emil von Speyr, ein außerordentlich gewandter Mann, der sich aufs Beste für die Aufgabe eignete, die ihm jetzt übertragen wurde: er sollte Basel über den Herweghzug und alles, was damit zusammenhing, möglichst genaue Nachrichten verschaffen. Es kam ihm dabei zu gut, daß er zu den Beamten der französischen Bahn bis hinauf zum Eisenbahndirektor Strohl in Straßburg, und auch zu allen maßgebenden zivilen und militärischen Staatsbehörden im Elsaß die besten persönlichen Beziehungen hatte. So standen ihm z. B. die bei den französischen Polizeistellen eingehenden Berichte jederzeit zur Einsicht offen. Auch war er reichlich mit Geldmitteln versehen

— woher sie kamen ist aus den Akten nicht ersichtlich — und daher vollkommen in der Lage, Auskünfte, wenn es sein mußte, sich auch zu kaufen.

Von allen diesen Möglichkeiten machte von Speyr umfassenden und klugen Gebrauch. Ihm kommt vor allem das Verdienst zu, daß Basel und die Schweiz über den Herweghzug beständig Nachricht erhielten, während man über die drei andern Unternehmen des ersten badischen Aufstandes nicht nur im Ungewissen, sondern in fast völliger Unwissenheit lebte.

Schon in der ersten Aprilwoche reiste von Speyr nach Straßburg und hat es nicht mehr verlassen, bis die Hauptmasse der Herweghschen Freischar am 22. April von dort abfuhr. Sein Hauptziel war, in Erfahrung zu bringen, ob wirklich die Legion einen Einfall in die Schweiz plane, und wenn ja, wo dieser erfolgen sollte. Mit unermüdlicher Wachsamkeit verfolgte er alles und verkehrte in allen Kreisen. Auch mit den Freischärlern selbst trat er in Berührung. Es fiel ihm nicht schwer, die unbeschäftigten, ermüdeten und durch die Erkenntnis ihrer schlechten Oberleitung niedergeschlagenen Leute beim reichlich gespendeten Weine gesprächig zu machen; er erfuhr von ihnen, was er nur wollte. Seine Berichte folgten sich Schlag auf Schlag; es war nicht selten, daß er an einem Tage zwei Briefe nach Basel schickte. Wohl hat er hie und da auch Gerüchte übermittelt, die später sich als grundlos erwiesen. Allein im ganzen gab seine Berichterstattung doch ein recht gutes Bild des wirklichen Sachverhaltes.

Schon am 7. April schrieb von Speyr, die ersten Herweghleute seien in Straßburg angekommen und gab eine genaue Beschreibung von ihnen und ihrem ganzen Tun und Treiben; auch wußte er bereits zu melden, daß die Franzosen sie um jeden Preis loswerden wollten, ganz gleichgültig wie oder wohin; ferner, daß Baden unbewaffneten Arbeitern den Eintritt gestatte und viele von Paris hierhergezogene Deutsche von dieser Erlaubnis Gebrauch machten und in Kehl über den Rhein gingen. Gleich in den ersten Briefen berichtete er, daß die Leitung des Unternehmens kläglich, die Ausrüstung nicht viel besser, die Stimmung der Leute mutlos und unzufrieden, ihr Kampfwert also nicht sehr beträchtlich sei. Er brachte auch in Erfahrung, daß die Absicht bestehe, bei Basel, allerdings über Landschäftler Gebiet, in die Schweiz zu marschieren. Am 13. wußte er zu melden, er habe mit den französischen Eisenbahnbehörden vereinbart, daß diese durch eine vorausgeschickte Spezialloko motive Basel einige Stunden zuvor davon in Kenntnis setzen würden, wenn man die Freischärler etwa mit der Bahn landaufwärts befördern sollte. Aber am 18. konnte er berichtigen und beruhigen: die Eisenbahn werde nun den Freischärlern keinenfalls bis zur Schweizergrenze zur Verfügung gestellt, höchstens bis St. Louis. Wir haben gesehen, daß die Franzosen diesem ihrem Worte treu geblieben sind.

Weitaus der merkwürdigste Bericht des Eisenbahnkommissärs von Speyr stammt vom gleichen 18. April. Er erzählt von einer Unterredung seines Freundes, des Landschaftlichen Majors Kloß, mit Herwegh. Wir müssen annehmen, daß ungefähr zur gleichen Zeit, da von Speyr sich nach Straßburg begab, Kloß von der Landschäftler Regierung zu seinem Mitbürger Herwegh geschickt worden war, um dessen Absichten zu erfahren. So war man auch in Liestal nicht ohne Nachrichten über den Herweghzug und konnte sich deshalb mit Basel so gut verständigen. Kloß scheint von seiner Regierung aber auch beauftragt gewesen zu sein, Herwegh von einer allfälligen

Absicht der Verletzung des Schweizergebietes abzubringen. Wie Kloß dem Eisenbahnkommissär berichtete, sprach er — wahrscheinlich am 17. April, als eben die Hauptmacht der Landschäftler in Basel einzog — in Straßburg mit Herwegh. Er teilte ihm mit, daß es der Wille des Vorortes und der ganzen Eidgenossenschaft sei, die Neutralität zu wahren, und daß zu diesem Behufe Baselstadt und -Land ihre Grenzen besetzt hätten. Darauf erwiderte Herwegh, er anerkenne nur das Volk als alleinige Regierung und werde seine Legion da durchführen, wo es ihm passe. Das Volk werde ihm überall entgegenkommen, namentlich in der Schweiz. Baselland könne nicht so tief gesunken sein, um ihn nicht mit offenen Armen zu empfangen. Als Kloß darauf verharrte, daß die Schweiz eine Gebietsverletzung nie zulassen werde, sei der reizbare Dichter aufgebraust und habe in kindischem Zornausbruche mit den Füßen gestampft. In tiefem Verdrusse seien er und Kloß auseinandergegangen.

Seiner Absicht gemäß, die er in seinen Berichten mehrfach äußerte, scheint von Speyr der Herweghschen Hauptkolonne bei ihrem Aufbruch am 22. nachgefolgt zu sein und sie erst dann verlassen zu haben, als er darüber Gewißheit hatte, daß sie über den Rhein ins Badische gegangen war. Jedoch auch nachher noch war das Oberelsaß so voll herumirrender Freischaren, die nach wie vor die Schweizergrenze bedrohten, daß von Speyr noch nicht nach Hause zurückkehrte. Er setzte seine Beobachtungen in der Umgegend Hüningens fort, um Basel sogleich benachrichtigen zu können, falls etwas Feindseliges gegen die Schweizergrenze unternommen werden sollte. In Basel erschien von Speyr erst wieder, als, wie er klar erkannte, mit der Besetzung der Schusterinsel der allerletzte Akt des Aprilaufstandes begonnen hatte und nichts mehr zu gefahren war.

Kehren wir wieder zur Demokratischen Legion zurück, die wir in Kleinkembs verlassen haben.

Nachdem nun endlich der Uebergang über den Rhein bewerkstelligt, wandte die Legion von Kleinkembs bergansteigend über Blansingen und Tannenkirch sich Kandern zu, um dort zu Hecker zu stoßen, den sie im Vormarsch aus dem untern Wiesental gegen Freiburg glaubte. Allein in Kandern vernahm sie dessen schon vor vier Tagen erfolgte Niederlage. Nie scheint der Herweghschen Legion der Gedanke gekommen zu sein, allein zu kämpfen; sie konnte sich nur als Hilfstruppe anderer denken. So wollte sie nicht allein gegen Freiburg ziehen. Die Führer wurden deshalb rätig, nunmehr mit Sigel sich zu vereinigen, den sie nach seiner in Banzenheim erhaltenen Botschaft noch in Totnau wähnten. Mit ihm wollten sie dann den Vormarsch gegen Freiburg unternehmen. Es kam jetzt alles darauf an, so bald als möglich mit Sigel zusammenzutreffen, damit nicht etwa auch er auf eigene Faust ausziehe und dann die Legion aufs Neue allein dastehe. Man durfte es schon deshalb nicht dazu kommen lassen, weil die Demokratische Legion in ihrer Hoffnung auf Zuzug aus dem badischen Volke noch bitterer enttäuscht wurde als die drei andern Expeditionen. War dieser Zuzug bei jenen verhältnismäßig gering gewesen, so blieb er hier völlig aus. Aus diesen Gründen sollte das Aeußerste aufgeboten werden, um das Ziel der Vereinigung mit Sigel zu erreichen. So beschloß man, der im Gebirg noch sehr winterlichen Jahreszeit zum Trotz auf dem geradesten Wege Totnau zuzustreben: über Berg und Tal östlich am Blauen und nördlich am Belchen vorbei.

Es war ein höchst beschwerlicher Marsch. Von Kandern führte er auf schlechten Waldwegen scharf bergauf bis nach Marzell; dort brachte die Legion die Nacht vom 24. zum 25. zu. Schon früh am andern Tage machte sie sich wieder auf, überwand eine Steigung von weitern drei- bis vierhundert Metern und überschritt dann in Schnee und Eis den fast 1100 Meter hohen Sirnitzpaß. Von dort gings eine kleine Strecke in der Richtung gegen das Münstertal hinunter, bis nach dem Dorfe Mulden; dann stieg man abermals hinauf ins verschneite Gebirg. Diesmal arbeitete man sich in östlicher Richtung 500 Meter in die Höhe und stieg dann wieder hinunter nach Wieden. Spät abends am 25. April kam man in diesem Dorfe an, das in der Luftlinie nur wenige Kilometer westlich von Totnau liegt, von ihm aber durch einen hohen Bergzug getrennt ist. Die Legion war zum Tod erschöpft nach diesem bitterharten Marsch, der über zehn Stunden gedauert hatte, und bei dem sie sich — mit Recht oder Unrecht — beständig von hessischen Truppen umschlichen glaubte, die aber, wenn wirklich vorhanden, sie niemals anzugreifen wagten. Und da traf sie zum zweiten Mal eine Unglücksbotschaft: auch Sigel war nicht mehr da. Er hatte ebenfalls losgeschlagen, ohne Herwegh abzuwarten; schon vor zwei Tagen war er von Totnau abmarschiert, und auch er hatte eine Niederlage erlitten. Freiburg war in der Hand der Regierungstruppen. Und weiter erfuhr die Legion in Wieden, daß Totnau von württembergischen Soldaten besetzt sei und ihre Vorposten bereits bei Schönau ständen.

Die ganze körperliche und geistige Verfassung der Legion ließ nichts mehr als den schleunigen Rückzug in die Schweiz übrig. Ein Blick auf die Karte lehrte, daß die beiden nächsten Rheinbrücken, bei Säckingen und bei Rheinfelden, beide gleich weit entfernt waren. Allein um auf dem nächsten Wege nach Säckingen zu gelangen, hätte man das von den Württembergern besetzte obere Wiesental bei Schönau durchschreiten müssen. Einen Zusammenstoß mit den Soldaten wollte aber die Legion um jeden Preis vermeiden. Und so entschloß man sich für Rheinfelden; auf dem Marsche dorthin brauchte man das obere Wiesental nicht zu betreten.

Mittwoch den 26. April zog deshalb die Legion von Wieden auf Bergpfaden hoch oben südlich am Gipfel des Belchen vorbei in südwestlicher Richtung, gleichlaufend mit dem obern Wiesental, und dann vorsichtig gegen Zell hinab. Die Anstrengungen im tief verschneiten Gebirg waren jetzt fast noch furchtbarer als gestern, und die Verpflegung, auf welche die Leitung des Zuges von jeher viel zu wenig Sorgfalt verwendet, noch schlechter als die Tage vorher. Die dadurch hervorgerufene schlechte Stimmung steigerte sich, wie schon am vorigen Abend in Wieden, auch jetzt wieder zur offenen Meuterei; ihr hatten die Führer selbstverständlich nichts anderes als Zureden und Bitten entgegenzusetzen. Trotzdem gelang es noch, die Leute in leidlicher Ordnung um 7 Uhr abends nach Zell hineinzubringen. Etwa eine Stunde zuvor hatte die Legion, von den Bergen heruntersteigend, in Erfahrung gebracht, daß Zell für den Augenblick von den Soldaten unbesetzt sei. Die Württemberger waren eben dort durchmarschiert, nach Schopfheim im untern Wiesental. Diesen günstigen Augenblick galt es zu nützen.

Der 27. April, ein Donnerstag, war noch nicht angebrochen, als kurz vor Mitternacht die übermüdete Legion in Zell sich wieder auf den Weg machte, um alsobald das Wiesental zu verlassen und, neuerdings auf Nebenwegen im Gebirge, nach der Rheinfelder Brücke sich durch-

zuschleichen. Der Weg führte in sternenloser Nacht am südwestlichen Fuße der Hohen Möhr vorbei ins Wehratal hinunter nach Hasel, dann wieder hinauf auf die Höhe des Dinkelbergs, der zwischen Wiesen- und Rheintal liegt. Von dort, stets in süd-westlicher Richtung, nach Oberdossenbach hinab, von wo man über Riedmatt nach Rheinfelden gelangen wollte. Auf diesem Marsche wurde der Zustand der Legion bedenklich. Vor Hunger und Ermüdung vergaßen die Leute die Flucht und verloren jeglichen Zusammenhang. Kaum brachte man die Freischärler mehr vorwärts; wo irgend sich Gelegenheit bot, wollten sie essen und trinken, vor allem aber schlafen. Dies ist der Grund, und nicht, wie später Frau Herwegh in ihren Erinnerungen behauptet hat, der Verrat des in Zell mitgenommenen ortskundigen Führers, daß die Legion für den Marsch von diesem Ort bis Oberdossenbach — anstatt der landesüblichen drei — volle sieben Stunden brauchte.

Bei diesem Dorfe nun kam es zu dem Gefecht, das wegen des Anteils, den Herwegh daran gehabt oder vielmehr n i c h t gehabt, in der Literatur der Revolution von 1848 einen so breiten Raum einnimmt. Wenn ich es hier in seinen Einzelheiten darstelle, so geschieht das deshalb, weil ich ohne Ueberhebung glaube behaupten zu dürfen, daß es mir gelungen ist, aus dem Wuste der vielen einander widersprechenden Darstellungen, die es darüber gibt, nun einmal ein klares Bild herauszuarbeiten. Es dürfte damit, wie ich hoffe, das Gefecht bei Dossenbach zum ersten Mal in allen Teilen endgültig abgeklärt sein. Ich darf mir freilich diese etwas anspruchsvolle Sprache nur erlauben, weil ich das seltene Glück hatte, noch einen Augenzeugen dieses Ereignisses zu finden: den ehrwürdigen 86jährigen Bürger von Dossenbach Albert Gentner, der mit einer erstaunlichen Klarheit und Sicherheit des Geistes mir das ganze Gefecht an Ort und Stelle auseinandersetzte. Als Knabe war er damals mit seinen Eltern auf dem Feld und hörte die Kugeln pfeifen; dieser im Kindesalter erlebte Schrecken ist es wohl gewesen, der die Erinnerung an die Vorgänge jenes Tages so unverwischbar ihm eingeprägt hat. Durch sein Entgegenkommen ist mir mit einem Schlag die Dunkelheit aufgehellt worden, die über vieles auch die besten zeitgenössischen Darstellungen noch hatten bestehen lassen.

Um 8½ Uhr morgens kam die Legion in Oberdossenbach an, einem stattlichen, am Südabhang des Dinkelberges gelegenen Dorfe, nachdem sie schon über das tief unten dämmernde Rheintal hinweg, gerade gegenüber und zum Greifen nah, die blauen Schweizerberge des Fricktals und des obern Baselbietes erblickt hatte. Von den Bauern vernahmen sie hier, daß diesen Morgen, noch gar nicht lange, ein Reitergeschwader und kurz darauf eine Infanteriekompagnie von Schopfheim kommend durch das Dorf nach Niederschwörstadt marschiert sei.

Diese die Führer in höchstem Maße beunruhigende Kunde hinderte jedoch eine Menge von Legionären nicht, beim Marsche durch das Dorf dort hängen zu bleiben und sich an Speisen und Getränken gütlich zu tun, welche die Bewohner bereitwillig herbeischafften. Dem Drängen der Führer gelang es erst nach etwa einer halben Stunde sie zu den Häusern hinaus und auf das Sträßchen zu bringen, das von Dossenbach in südwestlicher Richtung zuerst über die Hochebene und dann hinab nach Riedmatt im Rheintal führt. Auf ihm waren die Uebrigen unterdessen in den heitern Frühlingsmorgen weitermarschiert. Als ihre Spitze etwa einen Kilometer vom Dorf entfernt dort anlangte, wo das Sträßchen, bevor es sich zu senken beginnt, in den

Wald tritt, machte man neuerdings Halt. Es ging nicht anders: man mußte der völlig erschöpften Mannschaft schon wieder ein Atemholen gewähren, wenn man nicht alles wollte auseinanderfallen lassen. Der vordere Teil des Zuges lagerte sich jetzt im Wald oder an seinem Rande und der Rest längs dem Sträßchen. Aber die Ordnung war so sehr gelockert und die Marschkolonne so weit auseinandergefallen, daß deren Ende noch ganz nahe bei Dossenbach war. In dieser halben Auflösung verpflegten sich die Freischärler, die ungefähr noch 650 Mann zählten, bei abgelegten Waffen und gaben sich der Ruhe hin. Mit langsam hallenden Schlägen verkündete die Kirchenuhr im Dorfe unten die zehnte Morgenstunde.

Da wird das bunte Lagerleben plötzlich durch Schüsse gestört, die ganz am Ende der Kolonne, am südwestlichen Dorfrand fallen. Die Wache, welche die Legion dort aufgestellt, feuert auf eine Patrouille von einigen Soldaten, die mit einem Mal auf der kleinen Hochebene vor ihr erschienen ist. Sie muß hier heraufgestiegen sein von der tiefeingeschnittenen Straße her, die Oberdossenbach mit den rheinwärts weiter unten liegenden Dörfern Niederdossenbach und Niederschwörstadt verbindet. Und in der Tat: die Patrouille gehört den Württembergern an, die heute morgen schon durch Oberdossenbach marschiert sind.

Zur gleichen Zeit, da Herweghs Legion von Zell sich nach Dossenbach schleppte, war von Schopfheim eine Schwadron Reiterei aufgebrochen, um auf der Straße über Ober- und Niederdossenbach den Dinkelberg zu überqueren und in Niederschwörstadt im Rheintal die Verbindung mit der dem Strom entlang landabwärts marschierenden Kolonne herzustellen. Den Reitern folgte um 5½ Uhr morgens, auch von Schopfheim aus, auf dem gleichen Weg und mit dem gleichen Ziel unter Hauptmann Lipp die 6. Kompagnie des 6. württembergischen Infanterieregimentes, desselben — ein merkwürdiger Zufall! — aus dem Herwegh einst desertiert war. Als die Kompagnie um 8½ Uhr in Niederschwörstadt anlangte — die Reiterei hatte von dort aus längst die Rheinstraße in der Richtung gegen Basel eingeschlagen — erhielt sie durch einen ihr nachgesandten Kavallerieoffizier den Befehl zur Rückkehr nach Schopfheim. Die Kompagnie macht also Kehrt und tritt in bequemem Reisemarsche den Heimweg an. Sie folgt der gleichen Straße, auf der sie gekommen.

In Niederdossenbach, noch keine halbe Stunde nach Beginn des Rückmarsches, erhält der Kompagniekommandant, als er eben am Berghang oben den Kirchturm Oberdossenbachs wieder aufsteigen sieht, von einem Bauern die Nachricht, daß jene Ortschaft von Freischaren besetzt sei. Mit welchem Gegner er es zu tun hat, weiß Hauptmann Lipp nicht; denn bei den Württembergern ist der Einfall der Pariser Legion noch unbekannt. Nur eines steht ihm fest: der Weg nach Schopfheim ist der Kompagnie verlegt und die befohlene Rückkehr muß somit gewaltsam erzwungen werden. Mit rascher Entschlossenheit, ruhig und klar, gibt er seine Befehle: Die halbe Kompagnie rückt gefechtsbereit gegen Oberdossenbach vor, mit je einer Patrouille beidseits der Straße auf den Höhen zur Sicherung ihrer Flanken. Die andere Hälfte bleibt vorläufig, bis sich die Lage abgeklärt, als Reserve in Niederdossenbach zurück.

Der Vormarsch beginnt. Bald stößt, wie uns bereits bekannt, die Patrouille links auf der Anhöhe westlich von Oberdossenbach mit dem Feinde zusammen; nach kurzem Feuergefecht, das

den Freischärlern zwei Tote kostet, weicht sie der Uebermacht und zieht sich südwestlich an Oberdossenbach vorbei ins Tal nach der Kompagnie zurück. Dort unten hat man des Windes wegen nichts von den Schüssen gehört; aber links auf der Höhe hat der Hauptmann einen versprengten Soldaten der Patrouille erblickt, der mit den Händen winkend ihm anzeigte, daß und wo ungefähr die Gefahr sich nahe. Jetzt trifft er die Anordnungen zum Gefecht: er selbst mit der einen Hälfte der Kompagnie verläßt die Straße im Tal und geht links auf die Höhe hinauf; die andere Hälfte, die bis dahin in Niederdossenbach geblieben, greift unter einem Leutnant — dem einzigen Offizier, der außer dem Hauptmann sich bei der 137 Mann starken Kompagnie befindet — rittlings der Straße von unten her Oberdossenbach an.

Auf seinem Pferd hat Hauptmann Lipp in kürzester Frist die sehr steile linke Talseite erklommen und kann sich nun, am Rande der Hochebene angelangt, in aller Ruhe die Lage betrachten, während die Seinigen langsam ihm nachkommen. Der Ueberblick ist sofort gewonnen: der linke Flügel der Freischaren reicht nicht, wie er angenommen, bis ins Dorf Oberdossenbach hinein. Ihre ganze, an Zahl ihm weit überlegene Macht liegt auf der Hochebene links des Dorfes. Oberdossenbach kann also vorläufig aus dem Spiele bleiben; es gilt jetzt nur, um jeden Preis die eben erstiegene Höhe zu halten und nicht von ihr rücklings ins Tal hinuntergeworfen zu werden. Der Hauptmann steht deshalb vom Angriff auf Dossenbach ab und befiehlt die ganze Kompagnie zu sich auf die Höhe herauf.

Die überraschten Freischaren lassen ihm zur Ausführung dieses Entschlusses Zeit. Ihr General Karl Börnstein versagt vollständig; denn außer einem mächtigen Schnurrbart besitzt er keine militärischen Eigenschaften. Von Anfang an verliert er den Kopf und sieht der Sache einfach zu. Wohl stürzt, sobald die ersten Schüsse knallen, die Deutsche Demokratische Legion mit dem Rufe «Aux armes!» zu den Waffen und stürmt vom Sträßchen und hinten vom Wald her mit großer Tapferkeit den Soldaten entgegen. Allein anstatt mit aller Kraft diesen Vorstoß bis zum Rand der Hochebene und zum Handgemenge durchzuführen, in dem sie angesichts ihrer großen Ueberzahl den atemlos und nur nach und nach oben ankommenden Soldaten überlegen gewesen wäre, weicht sie vor dem sofort einsetzenden Feuer der Württemberger bald wieder gegen den Wald hin zurück und beschränkt sich auf eine ungeordnete und aufgeregte Knallerei, die keinen Schaden anrichtet. Dem Hauptmann Lipp wird es dadurch möglich, seine gesamte Mannschaft zu sich herauf und in einer breiten Schützenlinie auseinanderzuziehen. Korrekt wie auf dem Exerzierplatz beschießen die Württemberger über eine ziemlich tiefe Bodensenkung hinweg auf eine Entfernung von mehreren hundert Metern den ihnen auf der „Bloßhalde“ gegenüberliegenden Feind. Es kommt ihnen zu gut, daß in ihrer eigenen Stellung — sie trägt den Flurnamen „Höhhalde“ — sich in regelmäßigen Abständen vortreffliche Deckungen finden: Dutzende von Steinhaufen. Der fleißige Bauer hat sie im Laufe der Zeit bei der Säuberung seiner Felder zusammengetragen. Jetzt sind sie in Wind und Wetter längst zu festen Wällen geworden, von Busch und Strauch überwuchert. Das ruhige, wohlgezielte Feuer, das hinter ihnen liegend die Württemberger abgeben, setzt den übernächtigen Freischärlern gewaltig zu.

Sie versuchen deshalb jetzt ihre Uebermacht zu nützen: die dünne Schützenlinie der Soldaten wollen sie beiderseits umklammern und so sie erdrücken. Der linke Flügel der Legion rückt bis ans Dorf heran. Der Hauptstoß aber erfolgt auf der andern Seite; er geht gegen die linke Flanke der Württemberger. Hier ist die Bodensenkung, die zwischen den Gegnern liegt, erheblich weniger tief; die Freischärler können hier fast ebenen Fußes an den Feind gelangen. Diesen Angriff führt mit seinen Sensenmännern der tapfere Reinhard Schimmelpfenning; hier will er in ebenso wohl überlegtem wie kräftigem Ansturm die Kompagnie umfassen und sie nach Osten ins Tal hinunterwerfen. Weit springt mit gezogenem Säbel der stattliche Offizier seinen Scharen voran. Der Hauptmann Lipp ist bisher ganz gelassen im Schritt auf seinem Schimmel hinter der Schützenlinie auf- und abgeritten, die Soldaten zu ruhigem Feuern ermahnend. Die damalige Waffenwirkung erlaubte noch solch malerische Schlachtenbilder. Kaum aber hat er jetzt den heranstürmenden Schimmelpfenning erblickt, so zieht auch er den Degen und sprengt auf ihn los. Und nun entspinnt sich zwischen den beiden Führern ein ritterliches Gefecht auf Leben und Tod. Ganz wie im Altertum einst, oder in der Hunnenschlacht Ekkehards, lassen rings umher die andern Streiter die Waffen sinken und folgen in höchster Anspannung all ihrer Sinne dem aufregenden Zweikampf. Hart klirren in Hieb und Parade die Waffen aneinander, bis schließlich es Schimmelpfenning gelingt, dem Kompagnieführer mit einem Säbelhieb vier Finger der rechten Hand zu durchschlagen. Der Hauptmann muß die Waffe sinken lassen, und damit ist der Bann gebrochen, der Freischärler und Soldaten umfangen hielt. Ein Sensenmann stürzt sich auf den Verwundeten und verletzt ihn auch an der linken Hand. Doch schon sind einige Soldaten ihrem Offizier zu Hilfe gekommen und machen Schimmelpfenning mit den Bajonetten nieder.

Der Kampfesmut der Freischaren ist damit gebrochen. Und nun ertönen zu allem noch im gleichen Augenblick in ihrem Rücken, auf ihrem rechten Flügel, den Schimmelpfenning befehligt hat, die lustigen Klänge des württembergischen Jägerhorns, mit lautem Jubel von den kämpfenden Soldaten begrüßt. Und dem Geschmetter der Trompete folgt regelmäßiges Gewehrfeuer. Der Reiteroffizier, der die Kompagnie nach Schopfheim zurückbeordern sollte, war gleich zu Beginn des Gefechtes nach Niederschwörstadt zurückgesprengt und hatte Hilfe geholt. In aller Eile sind ein Offizier und 70 Soldaten auf Waldwegen die steilen Hänge hinauf dem Gewehrfeuer entgegengestiegen. Geschickt geführt, fallen sie jetzt den Freischaren in den Rücken und entscheiden damit das Gefecht. Die Deutsche Demokratische Legion — noch ist es nicht Mittag — wendet sich zur Flucht. Wild und regellos dauerte sie den ganzen Tag noch an und wurde bald zu einer grimmigen Jagd auf die von allen Seiten umstellten Revolutionäre. Denn bald erschien von Schopfheim her in Oberdossenbach ein ganzes Bataillon; kurz nachher folgten Reiter und gar noch Artillerie. Die württembergische Kolonne im Rheintal war bereits weit stromabwärts marschiert und hielt bis über Rheinfelden hinaus die sämtlichen Uebergänge nach der Schweiz besetzt. Die Flüchtigen zerstreuten sich in alle Winde; am besten erging es noch den Freischärlern, die sich sofort nach Maulburg wandten und denen es gelang, durch das von den Truppen noch nicht besetzte untere Wiesental bei Riehen sich in die Schweiz zu flüchten. Am gleichen Tage noch, um 10½ Uhr abends, trat der Herweghsche General Karl Börnstein mit Löwenfels und 47 Mann

dort über, und tags darauf Adelbert v. Bornstedt mit 30 Mann. Sie alle wurden von den schweizerischen Vorposten entwaffnet. Die Leute, fast ausnahmslos Deutsche, wurden auf ihr Begehren an die französische Grenze gestellt und dort anstandslos eingelassen. Im ganzen sind während des ersten badischen Aufstandes 97 Freischärler nach Basel gekommen; fast alle wurden nach Frankreich abgeschoben.

Bornstedt hatte die höchste Zeit gehabt; denn am Abend des gleichen 28. April war von den Württembergern die Grenze auch bei Riehen gesperrt, und 394 Teilnehmer am Herweghzuge waren gefangen. Viele davon waren verwundet; von ihnen hatten die Württemberger etliche schon während des Gefechts nach Dossenbach hineinführen lassen auf einem Wagen, den sie samt dem dazugehörenden Bauern im Dorfe beigetrieben hatten. Dem friedlichen Landmann aber scheint diese Verwendung seiner Person nicht zugesagt zu haben; denn unten an die Rechnung für seine Bemühungen schrieb er: „Sodann: für große Todesangst ausgestanden, da viele Kugeln herumpfiffen, glaubt nicht zu viel hiefür anzurechnen, tut 3 Gulden.“ Die Legion verlor zudem im Gefechte bei Dossenbach an die dreißig Tote. Von ihnen liegen zehn auf dem Kirchhofe von Oberdossenbach begraben. Das stattliche Denkmal aber, das ihnen etwa zwanzig Jahre nach dem Gefecht von Gesinnungsgenossen errichtet worden ist, meldet nur den Namen dreier von ihnen, darunter Reinhard v. Schimmelpfenning. Die andern sind als unbekannte Tote bestattet worden. Die 6. Kompagnie des 6. württembergischen Regiments dagegen zählte keinen einzigen Gefallenen, und an Verwundeten außer ihrem Hauptmann nur noch den Leutnant, der an der Schulter durch einen Streifschuß leicht verletzt worden war. Die kleine, doch fest in der Hand ihres tüchtigen Führers befindliche und zudem wohl ausgerüstete und ausgebildete Truppe hatte den Sieg über die Freischaren davongetragen. Wohl waren diese Revolutionäre an Zahl den Soldaten weit überlegen und haben zum Teil hervorragende Tapferkeit an den Tag gelegt. Es ging ihnen jedoch nicht nur die Mannszucht ab, sondern auch alle andern soldatischen Eigenschaften, die zum Erfolg im Kriege nötig sind.

Unter den fliehenden Republikanern war auch der Dichter Georg Herwegh.

Den bewaffneten Kampf für die Freiheit hatte er, den Heinrich Heine die „eiserne Lerche“ genannt, in unzähligen, stolz daherrauschenden Liedern besungen:

Der ist allein ein freier Mann,
Und seiner sei gedacht,
Der sie sich selbst verdienen kann,
Die Freiheit in der Schlacht,
Der mit der eignen Klinge
Sie holt herbei,
Der Mann ist's, den ich singe:
Der Mann ist frei!

Nun hatte er Gelegenheit, diese Worte zur Wahrheit zu machen, zu handeln, wie er's in seinem schwungvollen Liede des „Winkelriedes der Revolution“ sich gewünscht:

O, wär' ich so ein Ritter:
Auf stolzem Roß von schnellem Huf,
In schimmerndem Kürasse
Zu sterben mit dem Donnerruf:
Der Freiheit eine Gasse!

Allein er zog es vor, nach einer andern, auch von ihm verfaßten Strophe zu handeln: „Das Wort war prächtig, doch die Tat blieb kläglich". Was man aus seinen Liedern schon vorher hätte erkennen können, wenn man sie etwa neben die seines Zeit- und Streitgenossen, des wahrhaft überzeugten und überzeugungstreuen Revolutionärs Ferdinand Freiligrath hätte stellen wollen, das kam jetzt verblüffend deutlich durch das Verhalten ihres Dichters an den Tag: ihre Hohlheit. Wohl hatte er in ihnen den revolutionären Ton seiner Zeit getroffen, und darum hatten sie so großen Anklang gefunden. Allein es stand hinter ihnen kein Mann, der willens war, für seine Worte mit der Tat einzustehen.

Noch war das Gefecht bei Oberdossenbach nicht zu Ende, an dem sich Herwegh nur in der Weise beteiligt, daß er weit hinter der Kampflinie die Munition hatte auspacken lassen, als er, begleitet von seiner Frau, den Reisewagen bald im Stiche lassend, zu Fuß die Flucht ergriff, auf Waldwegen Rheinfelden zu. Ihm stellten die Verfolger besonders hitzig nach, denn die badische Regierung hatte auf seine Verhaftung einen Preis von 4000 Gulden gesetzt. Unter der Anführung Delaportes von Amiens deckten etwa dreißig deutschdemokratische Legionäre die Flucht des Dichterpaares, indem sie sich mit den scharf nachsetzenden Soldaten herumschlugen und jenem so ermöglichten, durch das Gehölz nach dem Dorfe Karsau zu gelangen, das am Abhang des Dinkelberges noch eine schwache Stunde von der Rheinfelder Brücke entfernt liegt. Dort hielten Herwegh und seine Frau sich vorerst in einem Saatfeld versteckt, bis sie ein Bauer in seinem Hause verbarg. Doch sind die württembergischen Uhlanen ihnen schon dicht auf den Fersen; sie durchsuchen das ganze Gehöft, entdeckten aber die hinter Fässern Versteckten nicht, zumal der Bauer ihre Anwesenheit hartnäckig ableugnet. Nach dem Abzug der Reiter läßt Herwegh sich schmerzlich bewegt seinen langen schwarzen Bart abscheren, das stolze Abzeichen des Revolutionärs jener Tage. Dann arbeitet er mit seiner Frau drei Stunden lang auf einem Felde, beide in Bauernkleidern. Der Tag will kein Ende nehmen. Rings um sie hetzt weit in der Runde die wütende Jagd der Soldaten auf die Freischärler; unaufhörlich knallen auf allen Seiten die Schüsse. Der „Christliche Volksbote aus Basel" brachte kurz nachher eine bewegliche Schilderung, wie die erbitterten Soldaten bis in das alte Deutschritter-Schloß Beuggen drangen, das damals schon eine christliche Anstalt beherbergte, und Freischärler niedermachten, die dort sich versteckt hatten.

Nach Sonnenuntergang, als die auf den Feldern Arbeitenden heimgingen, brachte der mitleidige Bauer dem Ehepaar Herwegh Brot und Wein hinaus. Dann fuhr er auf der Hauptstraße mit einem ochsenbespannten Wagen Rheinfelden zu und hieß die Beiden zu Fuße ihm folgen. In ihrer Verkleidung gelang es ihnen, am württembergischen Posten vorbei über die Brücke nach Rheinfelden und damit in Sicherheit zu gelangen. Nachdem die Flucht Herweghs bekannt geworden, versuchten württembergische Offiziere, den Wirt des Dichters in Rheinfelden zu

bewegen, ihn gegen eine Belohnung von 2000 Gulden wieder auf deutsches Ufer und damit in die Hände seiner Feinde zu locken; der redliche Mann aber lehnte das Ansinnen ab. Nach dem Vorangegangenen ist zwar anzunehmen, daß Herwegh in jenen Tagen um keinen Preis mehr dazu hätte gebracht werden können, auch nur noch einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen.

Natürlich haben die politischen Gegner Herweghs nicht verfehlt, diese Flucht des an Worten so reichen, an Taten so ärmlichen Dichters nach Kräften auszuschlachten. Es wurde sogar behauptet, er sei, unter dem Spritzleder einer Kutsche versteckt, nach Rheinfelden hineingefahren, während seine Frau die Pferde gelenkt habe. Dies scheint eine Erfindung zu sein; doch bleibt das Verhalten Herweghs, den seine Frau an Mut und Entschlossenheit weit übertraf, deswegen doch unrühmlich. Ein Regen von Spottversen ging jetzt über ihn nieder, von denen wohl der beste das Wortspiel ist: „Heiß fiel es dem Herwegh bei, daß der Hinweg besser sei". Am 27. April 1848 hat Herwegh den Fluch der Lächerlichkeit über sich gebracht, und dieser Fluch hat ihn als Dichter und Politiker getötet. Man konnte ihn nicht mehr ernst nehmen; seit jenem Tage war er in der Oeffentlichkeit ein erledigter Mann. In recht behaglichen Verhältnissen, die ihm das Vermögen seiner Frau gestatteten, und ziemlich tatenlos hat Herwegh dann in Paris, Zürich und zuletzt in Baden-Baden sein Leben verbracht. Ein Salon-Revoluzzer ist er bis zu seinem Tod im Jahre 1875 geblieben. Nach seinem Wunsch ist er in Liestal begraben worden. Dort wurde ihm im Jahre 1904 ein Denkmal errichtet.

VIII. Die Deutsche Republik auf der Schusterinsel.

Schon mehrmals haben wir die Schusterinsel erwähnt; betrachten wir nun noch im Zusammenhang die Ereignisse, die dort als allerletzter Abschnitt des ersten badischen Aufstandes sich abspielten.

Wir wissen, daß etwa vom 20. April an sich in Hüningen einige hundert deutsche Handwerksgesellen ansammelten, die alle zum Herweghzuge stoßen wollten. Teils kamen sie von Basel, teils aus der innern Schweiz. Waffenlos hatten sie die französische Grenze überschritten; nun warteten sie darauf, daß die Regierung das auch ihnen bekannte Versprechen halte und sie mit Waffen versehe. Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht, und ebensowenig kam Herwegh, der bekanntlich viel weiter unten ins Badische einfiel.

Zu diesen Herweghzuzügern gesellten sich dann noch diejenigen Angehörigen der Deutschen Demokratischen Legion — es waren darunter auch Franzosen — die vor dem 22. April, dem Tage der Abfahrt der Hauptmasse aus Straßburg, sich von ihr getrennt hatten und allein das Elsaß heraufgezogen waren. Und ferner wurden sie verstärkt durch Nachzügler der Legion, die, von Paris herkommend, diese in Straßburg nicht mehr getroffen und sich ebenfalls auf eigene Faust nach der Schweizergrenze auf den Weg gemacht hatten; denn auch sie waren der Meinung, der Einfall nach Deutschland werde durch die Schweiz gehen. Flüchtlinge der Kolonnen Heckers, Weißhaars und Sigels kamen nach den Niederlagen des Gründonnerstags, des Ostersonntags und -montags nun auch noch dazu. Sie waren aus dem Badischen direkt oder auf dem Umwege über die Schweiz nach Hüningen gelangt.

Untätig wollten diese alle nicht bleiben; doch bei der unbeschreiblichen Unordnung und Führerlosigkeit, die auch unter ihnen herrschte, geschah nichts rechtes. Am Dienstag den 25. April marschierten, vermutlich um Herwegh zu suchen, etwa 250 dieser Freischärler von Hüningen über die Schiffbrücke nach der Schusterinsel und dann rheinabwärts bis nach Kirchen. Die französische Regierung ließ diesen geschlossenen Einfall nach Deutschland von ihrem Gebiete aus geschehen mit jener halben Duldung, die sie schon dem eigentlichen Herweghzuge und seinem Rheinübergang bei Kembs bezeigt hatte. Mit Frankreichs Neutralität war dieses Verhalten unvereinbar; es bedeutete eine schwere Verletzung seiner Neutralitätspflichten. Wir wissen, wie unvergleichlich viel ernster die Schweiz die ihrigen nahm. Sie hat es während der beiden Revolutionsjahre 1848 und 1849 stets so gehalten, und nie hat sie es geduldet, daß Zuzüger zu den badischen Aufständen in nur annähernd solcher Zahl ihre Grenze überschritten, nie auch nur entfernt in solchem Maße es an

der Handhabung der Neutralitätspolizei fehlen lassen wie Frankreich. Den politischen Flüchtlingen hat sie allerdings stets Asyl gewährt, aber auch das nur unter stets stärkeren Einschränkungen. Diese waren schließlich so groß, daß sie nichts anderes als einen teilweisen Verzicht auf die Asylgewährung darstellten, welche das uralte Recht der Schweiz, ja eine Pflicht der Menschlichkeit war. Das hat aber nicht gehindert, daß sie nachher die schwersten Vorwürfe Deutschlands und dann auch Frankreichs hinnehmen mußte, ja daß sie zwei Jahre später wegen dieser ihrer im Wesentlichen durchaus korrekten Haltung mit knapper Not einem Krieg mit den Großmächten entging, der leicht ihr ganzes Dasein hätte aufs Spiel setzen können. Daß aber Baden oder der Deutsche Bund gegen Frankreich wegen des Herweghzuges und seiner Begleiterscheinungen in der Gegend von Hüningen je Beschwerden erhoben, davon hat man nie etwas gehört. Es war eben damals wie immer und überall: man ließ seinen Unmut an dem Kleinen aus und hütete sich wohl, mit einem Großen anzubinden.

Als die Freischärler in Kirchen ankamen, erreichte sie der Befehl zur Rückkehr; wir wissen nicht, wer ihn gegeben hat. Gegen Abend kamen sie wieder auf der Schusterinsel an, und nun beschlossen sie, sich dort festzusetzen. Sie glaubten durch deren Festhalten der Herweghschen Legion, deren Rheinübergang jetzt bekannt wurde, einen Rückhalt zu bieten. Ein paar ganz rosenrote Vertrauensselige mochten gar noch hoffen, daß von diesem äußersten winzigen Flecke deutschen Landes aus die Deutsche Republik sich doch noch durchsetzen werde.

Der alte Rhein, der die abgelegene umbuschte Insel landeinwärts abgrenzte, war damals noch nicht aufgefüllt. Der Ort verdiente also seinen Namen noch und bot als wirkliche Insel einige Sicherung. Die zwei- bis dreihundert Mann, die sie nun besetzten und zu denen beständig noch einzelne Versprengte der andern Freischarenzüge stießen, bemühten sich alsobald, ihre Stellung zu verstärken. Sie hieben viele der hohen Pappeln um, die aus ihrem Unterholze emporstiegen und errichteten aus ihnen Verhaue; auch warfen sie an verschiedenen Stellen Schanzen auf. Ihre Vorposten standen bis in die Nähe der Leopoldshöhe, die nach dem Großherzog hieß, den sie entthronen wollten. Ein Schiffmeister der schwimmenden Brücke, der aus dem Lande Baden stammte, begünstigte sie dabei, indem er ihnen von Großhüningen das nötige Werkzeug brachte. Große Mengen von Stroh wurden zur Zubereitung der Nachtlager auf die Insel geschleppt und die Gemeinde Weil, in deren Bann die Schusterinsel liegt, sorgte für Nahrung und Erfrischung. Auch Groß- und Kleinhüningen sandten Brot und Wein, so daß die Freischärler aus drei Ländern ihre Verpflegung bezogen. Der Eisenbahnkommissär von Speyr, der wieder in Basel war, schickte einen Gewährsmann zu ihnen. Dieser berichtete ihm, es seien vier Kisten mit Flinten auf der Insel, die von Birsfelden her — oder vom Birsfeld, wie man sich damals ausdrückte — dorthin verbracht worden seien. Wahrscheinlich waren sie mit dem Schiffe gekommen, das am 23. April durch die Stadt gefahren war. Sonst aber stand es mit der Bewaffnung auch dieser Freischärler herzlich schlecht.

Sowie in Basel sich die Nachricht von der Besetzung der Schusterinsel verbreitete, strömte die halbe Stadt hinaus, um das seltsame Schauspiel zu bestaunen. Natürlich allen voran die Radikalen, die ihre Zuneigung zu den deutschen Republikanern keineswegs verhehlten. Doktor

Karl Brenner in seinem würdigen Demokratenbarte durfte dabei nicht fehlen; von ihm berichtete der Gewährsmann von Speyrs, er habe unter den zuschauenden Baslern zur Unterstützung der Freischärler Geld gesammelt; „Fünffrankenstücke und Münze hat er auf seine Hand erhalten".

Aber diese „Schusterhelden", wie sie von den andern Revolutionären spottweise genannt wurden, waren kopflos wie die Leute der Demokratischen Legion und machten nicht einmal einen Versuch, die Herweghler von ihrer Anwesenheit auf der Insel zu benachrichtigen. Am 25., 26. und 27. April verweilten sie dort tatenlos. Jedoch am Abend des 27. kam mit einigen Flüchtlingen von Dossenbach die Kunde von der dortigen Niederlage. Nun stand man auf der Schusterinsel völlig allein, und zudem war das Erscheinen der württembergischen Soldaten jetzt jeden Augenblick zu erwarten. Da sah die Besatzung der Schusterinsel ein, daß alles verloren sei und ein Verbleiben auf deutschem Boden keinen Sinn mehr habe. Zugleich begannen auch die französischen Behörden kräftig auf den Abmarsch zu drücken; die grobe Neutralitätsverletzung, die sie sich durch die Duldung des ganzen, von ihrem Boden aus ins Werk gesetzten Unternehmens hatten zu schulden kommen lassen, mochte ihnen jetzt doch Unbehagen verursachen. In Hüningen waren zwei französische Regierungskommissäre angekommen und hatten schon am 26. den Freischärlern einen schwungvollen Brief geschrieben, sie möchten die Insel verlassen und nach Frankreich herüberkommen; dort biete man ihnen Asyl und Verpflegung an. So zogen denn die Freischärler am 27. April abends um 9 Uhr nach Großhüningen hinüber, nachdem sie ihre Gewehre vorher noch abgeschossen hatten. Denn mit geladenen Waffen durften sie das französische Gebiet nicht betreten. Dieses Schlußschießen wurde bis nach Basel hineingehört — ein Zeichen, wie ruhig und ländlich noch die Stadt und ihre Umgebung war — und rief natürlich Gerüchte über einen kriegerischen Zusammenstoß hervor; bald aber erfuhr man den wahren Sachverhalt. Am Tage des Gefechtes von Dossenbach war die Schusterinsel und damit der ganze deutsche Boden von der letzten republikanischen Heerschar geräumt; keine zwölf Stunden, nachdem die ersten Schüsse von Dossenbach aufgeknattert, war die letzte Szene im letzten Akte des Heckerschen Trauerspiels ausgespielt, der erste badische Aufstand zu Ende. —

Die gemischte Gesellschaft auf der Schusterinsel, die der guten Stadt Basel in ihrer unmittelbaren Nähe die deutsche Freischärlerei vorlebte, hat in dem Bild, das diesem Neujahrsblatt beigegeben ist, der geistvolle Basler Karrikaturenmaler Hieronymus Heß (1799—1850) der Nachwelt überliefert. Auch er war in jenen Tagen nach der Schusterinsel hinausgepilgert, um sich vom sichern Port der schweizerischen Neutralität aus das seltsame, halb unheimliche und halb lächerliche Schauspiel zu betrachten. Besser als die längste Beschreibung gibt uns dieses Bild einen Einblick in das Wesen der Revolutionszeit. Der deutsche Teil der Schusterinsel, den es darstellt und welcher heute wie der schweizerische vielfach überbaut und landschaftlich ziemlich verdorben ist, liegt hier noch in unberührter ländlicher Stille da. Das Haus, das wir auf dem Bild erblicken, ist heute zwar verschwunden; doch wohl vertraut ist auch uns Heutigen der ganze Schwarzwaldhintergrund vom Blauen mit Schloß Bürgeln über Oetlingen und Tüllingen bis zu den Bergen hinter dem Wiesental und östlich davon. In dieser weiten ruhigen Landschaft nehmen sich die Freischärler um so abenteuerlicher aus. Mit dem sichern Blicke des Künstlers hat Heß die wesentlichen Kenn-

zeichen ihrer Erscheinung festgehalten: die wilden Bärte — im Gegensatz zum „honetten" glattrasierten Bürger jener Zeit, der höchstens sich ein Backenbärtchen erlaubte —, die mit der schwarz-rot-goldenen Feder oder Kokarde geschmückten breitkrämpigen Heckerhüte, die blaue oder graue Bluse als klassische Uniform der Revolution, die mächtigen Stiefel, die aber wie die übrigen Kleidungsstücke oft einigermaßen schadhaft waren, die kunterbunte Bewaffnung, vom gewöhnlichen Knotenstock des Handwerksburschen bis zum Gewehre verschiedenster Art. Die Hauptperson der Schar, vom Zeichner in den Mittelpunkt gestellt, der Mann mit dem ungeheuren Schleppsäbel und den zwei großen Federn auf dem Hute, kann nach den zeitgenössischen Beschreibungen kein anderer sein als der rotbärtige August Willich (1810—1878), ehemaliger königlich preußischer Artillerieleutnant; er war schon der militärische Leiter der Heckerschen Kolonne gewesen. Außer ihm und Becker hatte von bekannten Persönlichkeiten der Besatzung der Schusterinsel sich noch angeschlossen Karl Heinzen aus Preußen, ein revolutionärer Literat, der lange in der Schweiz gelebt hatte und ihr immer sehr zugetan war. Hecker und Struve haben die Schusterinsel nur für kurze Zeit betreten. Hecker kam von Basel, Struve nach dem Treffen bei Günthersthal das Elsaß herauf nach Hüningen. Beide statteten von dort aus ihren Gesinnungsgenossen auf der Insel flüchtige Besuche ab, doch ohne sich in ihre Entschlüsse einzumischen; Willich führte allein den Befehl. Heß hat ihn zu einer Zeit dargestellt, da offensichtlich nicht mehr alle seiner Anhänger an ihn und an den Sieg ihrer Sache glaubten. Dem Freischärler wenigstens, der tiefsinnig ganz rechts im Vordergrunde sitzt, scheint's auf der Schusterinsel nicht mehr ganz geheuer zu sein. Ihm spricht Trost und Ermutigung zu eine hübsche Vertreterin jener marketenterlichen Weiblichkeit, wie sie bei den Freischärlern überall zu finden war.

Die Zeitangaben: 26., 27. und 28. April, die Heß unter sein Bild gesetzt, sind nach dem Gesagten insofern unrichtig, als die Besetzung der Schusterinsel einen Tag früher begann und einen früher endete: 25. bis 27. April. Um aber das Hessische Bild getreu in allen Einzelheiten wiederzugeben, sind diese seine Angaben unverändert belassen worden.

IX. Ausklang.

Was nach dem Abzug der deutschen Republikaner von der Schusterinsel sich in den nächsten Wochen in Basel und seiner Umgebung noch ereignete, ist meist von keiner großen Bedeutung mehr und gehört zum größten Teile dem nun überall einsetzenden Abbau der Sicherungsmaßnahmen an, die der Aufstand nötig gemacht hatte.

Teils wegen der Besetzung der Schusterinsel, teils auch infolge der im Oberelsaß abermals ausgebrochenen Judenunruhen, die aber in Basel kaum mehr verspürt wurden, kamen schon am 25. April mit der Bahn in St. Louis wieder französische Truppen an; 250 Mann wurden sofort nach Hüningen verlegt und hielten die Schiffbrücke unter scharfer Bewachung, so daß die Freischärler auf der Insel nun auch auf der französischen Seite an jedem Verkehre mit der Welt verhindert waren. Nachdem sie die Nacht vom 27./28. April in Hüningen zugebracht, wurden sie am Morgen des 28. unter Aufsicht der Regierungskommissäre nach St. Louis geführt. Dort ließ man sie in einen bereitstehenden Zug steigen, und dieser brachte sie ins Innere Frankreichs. Johann Philipp Becker entzog sich dieser Internierung und ging in die Schweiz zurück. Die Franzosen hinderten ihn nicht daran, und noch weniger konnte es ihm die Schweiz verwehren, da er ja ihr Bürger war.

Wir können in diesem Neujahrsblatt, das mit der nunmehr beendeten Beschreibung des ersten badischen Aufstandes und seiner unmittelbaren Wirkungen auf Basel seine Aufgabe erfüllt hat, die weitern Schicksale dieses bedeutenden Revolutionsführers so wenig mehr betrachten als die der übrigen hervorragenden Flüchtlinge, die in diesen Tagen durch Basel reisten und sich an andere schweizerische Orte begaben. Aber das Flüchtlingswesen, das in der Schweiz nun anhub, und das man besser als eine eigentliche Flüchtlingsnot im weitesten Sinne des Wortes bezeichnet, ist etwas vom Wichtigsten in der Schweizergeschichte des 19. Jahrhunderts und hat, wie wir bereits einmal angedeutet, unserem Lande schwere Sorgen verursacht, ja in die größten Gefahren es gestürzt. Noch nie ist diese Flüchtlingsnot der Schweiz zusammenfassend beschrieben worden. Gerade in einem Basler Neujahrsblatt es zu tun wäre ein lockendes und dankbares Unternehmen. Dies um so mehr, als bei der Lösung auch dieser Aufgabe des neuen Bundes, die wohl so schwierig wie die Einrichtung des eidgenössischen Post-, Zoll- und Münzwesens war, die Landesregierung wieder mit bestem Erfolg die Dienste zweier Basler in Anspruch nahm: Johann Jakob Stehlins und Gottlieb Bischoffs. Das Basler Staatsarchiv enthält über die schweizerische Flüchtlingsnot eine große Sammlung von Aktenstücken, die aus der Feder dieser beiden hochverdienten

Männer hervorgegangen sind, und eine erschöpfende Darstellung dieses Abschnittes der neuern Schweizergeschichte wird ohne ihre Benützung schwerlich geschrieben werden können. Wenn dem Verfasser dieses Neujahrsblattes vergönnt sein sollte, einmal in einem spätern noch weitere Beiträge zur vaterländischen Geschichte zu bieten, so würde er sich freuen, in einer Darstellung Basels zur Zeit des zweiten und des dritten badischen Aufstandes auch dieses schweizerische Flüchtlingswesen in seinen wesentlichsten Zügen klarzulegen.

Die Einstellung Basels zur Frage des Asyls ist uns bekannt. In den Dutzenden von Erinnerungen, welche die deutschen Flüchtlinge geschrieben, kommt deshalb unsere Stadt nicht am besten weg; ja etliche behaupten sogar, es sei die Basler Regierung geneigt gewesen, solche politischen Flüchtlinge an Deutschland auszuliefern. Dem gegenüber sei, einer allfälligen spätern Darstellung vorgreifend, schon hier bemerkt, daß dies vollkommen unrichtig ist. Man mag sich zum Verhalten der schweizerischen Landesregierung und Basels gegenüber den Flüchtlingen stellen wie man will, es billigen oder nicht, das Eine ist sicher: nicht nur die Ausführung dieser Absicht, ihr Bestehen allein schon wäre für Basel eine Schmach gewesen. Es sei deshalb ausdrücklich festgestellt, daß Badens Verlangen vom 3. Mai 1848, es seien ihm Hecker und Struve auszuliefern, falls sie in Basel betroffen würden, vom Kleinen Rat mit einer runden Ablehnung beantwortet wurde. Und das, trotzdem merkwürdigerweise der damals bestehende Auslieferungsvertrag mit Baden vom 3. August 1808 den Kanton Basel-Stadt dazu nicht nur berechtigt, sondern eigentlich geradezu verpflichtet hätte, indem er die Auslieferung von Solchen vorsah, die des Hochverrates beschuldigt waren. Ueberhaupt: ganz so freiheitsfeindlich wie jene Flüchtlinge es darstellen war Basel immerhin nicht. Das geht schon aus der Tatsache hervor, daß außer den bereits erwähnten Revolutionsliedern Kölners der Sauren in unserer Stadt während der beiden Revolutionsjahre 1848 und 1849 eine ganze Reihe von Druckschriften erscheinen konnten, die von hervorragenden deutschen republikanischen Führern verfaßt und teilweise in sehr heftigem Tone geschrieben waren. Verleger der meisten war der aus Deutschland stammende Buchhändler Jakob Christian Schabelitz-Flick, der Herausgeber der „Nationalzeitung". Und wo er nicht Verleger war, da half er sonst zum Erscheinen eifrig mit. Sein Haus an der Freien Straße in der Nähe der jetzigen Post war von den ersten Tagen des badischen Aufstandes an das Stelldichein der deutschen Flüchtlinge. Dort haben während der beiden Revolutionsjahre sozusagen sämtliche der in die Schweiz geflohenen deutschen Demokraten verkehrt; sie konnten das tagsüber ruhig tun ohne jede Gefährdung ihrer persönlichen Sicherheit.

Seit dem Gefechte bei Dossenbach und der Räumung der Schusterinsel am 27. April hatte sich die Lage so sehr entspannt, daß nun an die allmähliche Beendigung der schweizerischen Grenzbesetzung gedacht werden konnte. Schon am 24. April hatte die landschaftliche Regierung nach Basel geschrieben, sie habe beim Vorort die ganze oder doch zum mindesten teilweise Entlassung ihrer Truppen verlangt, da die Leute zur Feldarbeit nötig seien. Sie halte die Gefahr nicht mehr für groß und zweifle nicht, daß Bürgermeister und Rat diesem Ansuchen beistimmen werden. Die Basler Regierung hatte nicht viel dagegen einzuwenden; in ihrer Antwort anerkannte sie „das gute Betragen und die Haltung der basellandschaftlichen Truppen."

Der Oberst Frey beurteilte die Lage gleich und entließ deshalb, gestützt auf die vom eidgenössischen Kriegsrat ihm gegebenen Vollmachten, am 30. April die Artilleriekompagnie und das Landwehrbataillon von Basel-Stadt, sowie die paar Reiter, die Basel für Botendienste zur Verfügung gestellt hatte. Und ebenso konnte an diesem Tage das Landschäftler Bataillon Nr. 27 den Rückmarsch in die Heimat antreten. Am 3. Mai wurden die letzten landschaftlichen Truppen entlassen: die schwache Kavallerieabteilung, die beiden uneingeteilten Jägerkompagnien und die Scharfschützenkompagnie Nr. 19. Am 4. Mai kehrten auch zwei Kompagnien des Basler Jägerbataillons Nr. 55 ins bürgerliche Leben zurück. Die beiden andern auch noch zu entlassen konnte man sich aber vorerst nicht entschließen.

Der Eindruck drängt sich auf, der Oberst Frey habe im Einverständnis mit dem Amtsbürgermeister solche Vorsicht beobachtet viel weniger aus der Befürchtung heraus, die Unruhen im Badischen könnten wieder beginnen, als wegen der württembergischen Soldaten, die seit dem 1. Mai die Basler Grenze überall dicht besetzt hielten. In ihrer freien Zeit — und sie schienen deren sehr viel zu haben — besuchten sie beständig in Scharen die Stadt. Sie, die den Herweghzug zersprengt und den wankenden badischen Thron gestützt hatten, sahen die Basler Radikalen mit scheelen Augen an. Und da die Anhänger dieser Partei zum großen Teil der ungebildeten Volksklasse angehörten, wurde dieser Abneigung häufig in unverblümter, ja grober Weise Ausdruck gegeben. Noch ärger trieben es die hier niedergelassenen Deutschen revolutionärer Gesinnung: die Polizei wies einige solcher Handwerksgesellen fort, die den Soldaten Schimpfworte nachgerufen hatten. Doch auch der Württemberger Betragen war keineswegs einwandfrei. In auffallendem Widerspruch mit der guten Mannszucht, die jene Württemberger Kompagnie im Gefechte bei Dossenbach an den Tag gelegt, stellte sich deutlich heraus, daß die Disziplin der Basel besuchenden württembergischen Soldaten sehr mäßig war. Zum mindesten schienen sie, wenn sie mit oder ohne Erlaubnis die Stadt besuchten, bei der Rückkehr zu ihren Truppenteilen an keine Zeit sich zu halten und tranken oft bis in die Nacht in den Wirtshäusern herum. Ihr Auftreten war häufig sehr unbescheiden, und auch die Offiziere ließen es vielfach an dem Takte fehlen, den man von ihnen wenigstens hätte erwarten dürfen: daß viele von ihnen hoch zu Roß sich in Basel herumtrieben, das wurde nicht nur von den Radikalen als Herausforderung empfunden. So lag die Befürchtung nahe, daß Streitigkeiten zwischen den Soldaten und der Bürgerschaft entstehen konnten. Man glaubte deshalb auf eine Verstärkung der Polizei und Standestruppe durch die Miliz noch nicht verzichten zu können.

Ganz unbegründet war diese Vorsicht nicht. Beinahe kein Tag verging ohne größern oder kleinern Zwischenfall. Am 9. Mai zogen in der Betrunkenheit vier württembergische Soldaten in Riehen ihre Säbel und bedrohten damit die Bürger; doch kam es zu keinen Tätlichkeiten. Am 10. Mai um 7 Uhr abends wurden zwei in Inzlingen stationierte Soldaten des 2. württembergischen Infanterieregiments, die aus der Stadt zurückkehrten, am Staldenrain bei Riehen schwer mißhandelt, und einem von ihnen wurde der gezogene Säbel entrissen. Die Täter waren zwei junge Burschen, ein Riehemer und Josef Spohn, der Sohn eines Revolutionärs aus Inz-

lingen, dem wir bei den zwei nächsten badischen Aufständen noch weiterhin begegnen werden. Die Jünglinge wurden dem korrektionellen Gericht überwiesen.

Am gleichen Tage machte Generalleutnant v. Miller von seinem Hauptquartier in Lörrach aus dem Obersten Frey in Basel einen Besuch; dieser erwiderte ihn sogleich nachher in Lörrach. Sehr bald erwies es sich als nützlich, daß die Herren persönliche Bekanntschaft gemacht; denn am Abend des nämlichen 10. Mai ereignete sich ein Zwischenfall, der ohne beidseitigen guten Willen ganz leicht zu Schlimmerm sich hätte auswachsen können: um 9 Uhr nachts kam es außerhalb der Stadt, in geringer Entfernung vom Riehentor auf der Riehenstraße zu einer schweren Schlägerei zwischen zwei Basler Bürgern, einem Schmied und einem Sattler, und vier oder fünf württembergischen Soldaten. Alle Beteiligten waren mehr oder weniger betrunken. Die beiden Basler neckten und beschimpften die fremden Soldaten; diese zogen die Säbel und bearbeiteten damit ihre Gegner so kräftig, daß beide längere Zeit arbeitsunfähig waren. Die Soldaten aber trugen keinerlei Verletzung von einiger Bedeutung davon. Als die Rauferei bereits im Gange war, kam ein württembergischer Offizier in einem Wagen die Riehenstraße herausgefahren. Er brachte es nicht übers Herz, hier untätig zu bleiben; er mußte die Uebermacht seiner Landsleute noch verstärken. Der Offizier ließ halten, zog seinen Säbel und schlug damit auch noch auf die Basler ein. Doch einem von diesen gelang es, dem tapfern Schwaben eine Epaulette abzureißen. Der Offizier mußte sich entschließen, ohne dieses Schmuckstück seinen Wagen wieder zu besteigen und nach Lörrach zurückzufahren. Dort angelangt erstattete er, wie wir gleich sehen werden, dem Generalleutnant einen nicht sehr wahrheitsgetreuen Bericht über sein Erlebnis. Kaum war er fort, so kam die Polizei und verhaftete die vier andern Soldaten.

Gleich am folgenden Tag ließ Oberst Frey dem Generalleutnant v. Miller von dem unliebsamen Ereignis Mitteilung machen und ihm den Wunsch ausdrücken, er möchte seinen Truppen vorderhand das Betreten des Schweizerbodens verbieten. v. Miller antwortete, ein bei dem Streit beteiligter Offizier sage aus, er sei von den Bürgern angegriffen worden. Zugleich ersuchte der Generalleutnant um Auslieferung seiner in Basel verhafteten Soldaten zur „dortseitigen" Bestrafung. Natürlich wurde diesem Begehren keine Folge gegeben.

Am 17. Mai verhandelte das korrektionelle Gericht unter dem Vorsitz des Präsidenten Dr. L. August Burckhardt gegen die verhafteten Soldaten. Auf ihrem Wege zum Gerichtssaal wurden diese von der Menge bedroht und beschimpft. Das Gericht kam zum Schluß, daß die beiden Basler Bürger den Streit verschuldet hätten, sprach aber den Soldaten das Recht der Notwehr ab, was angesichts ihrer Ueberzahl und Bewaffnung selbstverständlich war. Ein Feldjäger wurde zu 6 Wochen, ein Fourier und ein weiterer Soldat zu je drei Wochen Gefängnis verurteilt; ein vierter wurde freigesprochen. Der württembergische Offizier hatte sich gar nicht gestellt. Entsprechend dem Ansuchen des Generalleutnants v. Miller wurden ihm die Akten übersandt. Die beiden Basler Bürger appellierten gegen das Urteil, da sie die Strafe viel zu niedrig fanden. Am 27. Mai aber erklärte das Appellationsgericht die Berufung als nicht zulässig und trat auf die Sache nicht ein. Auf das hin erließ die „Nationalzeitung" einen wütenden Artikel: Die Württem-

berger hätten nicht dem korrektionellen, sondern dem Kriminalgericht überwiesen werden müssen. Aber weil man die Fürstenschergen so billig als möglich habe wollen wegkommen lassen, habe man die Sache übers Knie abgebrochen. Trotzdem die Arbeitsunfähigkeit der Verletzten mehr als dreißig Tage betrage, habe man ganz willkürlich eine solche unterhalb dieser Grenze angenommen, nur um die Sache dem korrektionellen Gericht überweisen zu können. Dieses habe dann, wie man es höhern Ortes von ihm erwartet, empörend milde geurteilt; sein Präsident habe offen Partei für die Soldaten ergriffen und sich sogar nicht entblödet, am Tage der Verhandlung mit württembergischen Offizieren Arm in Arm durch die Straßen der Stadt zu gehen. Präsident Burckhardt setzte sich in der „Basler Zeitung" scharf gegen diese Vorwürfe zur Wehr, doch ohne den Eindruck ganz verwischen zu können, er hätte sich den deutschen Offizieren gegenüber mehr zurückhalten sollen.

Auf jeden Fall aber war dieser Zwischenfall ohne weitere Folgen vorübergegangen. So glaubten nun der Amtsbürgermeister und der militärische Befehlshaber, mit der Verminderung der Streitkräfte wieder einen Schritt weitergehen zu können. Am 19. Mai wurde der Stab und eine weitere Kompagnie des Bataillons 55 entlassen, so daß fortan außer der Standestruppe nur noch eine einzige Kompagnie im Dienste war; zusammen etwa 300 Mann.

Am 27. Mai endlich teilte der eidgenössische Kriegsrat der baselstädtischen Regierung mit, die Tagsatzung habe am 25. beschlossen, das noch in Basel bestehende eidgenössische Kommando nebst den ihm unterstellten Truppen aus dem eidgenössischen Dienst zu entlassen. Die Grenzkantone hätten fortan den Schutz ihres Gebietes wie in gewöhnlichen Zeiten wieder selbst auszuüben. Dem Obersten Frey seien Befehle in diesem Sinne erteilt. Ihnen entsprechend entließ dieser auf den 31. Mai die letzte unter Waffen stehende Basler Milizkompagnie; die Standestruppe schied aus dem eidgenössischen Dienste aus.

Am 29. Mai verabschiedete sich Oberst Frey in einem sehr verbindlichen Schreiben von der Basler Regierung; er dankte ihr für die Unterstützung, die ihm die hiesigen Behörden in jedem Betrachte stets gewährt hätten. Und die Regierung ihrerseits bezeugte dem Obersten den nämlichen aufrichtigen Dank. Damit begnügte sie sich aber nicht: am 30. Mai veranstaltete sie im „Wilden Mann" zu Ehren des Obersten ein Abschiedsessen, an dem außer dem Geladenen und seinem Stab und den in Basel wohnenden höheren Offizieren Mitglieder des Kleinen Rates und des Stadtrates, sowie die Herren des Militärkollegiums teilnahmen. Beim Lesen der Speisenfolge dieses Mahles läuft dem Durchblätterer der trockenen Staatsakten noch heute das Wasser im Munde zusammen; das Menu ist so unerhört reichhaltig, daß man kaum glauben kann, es sei in allen seinen Teilen verwirklicht worden.

Am 1. Juni reiste Oberst Frey nach glücklich beendeter Grenzbesetzung, die nach heutigem Geldwert die Eidgenossenschaft die runde Summe von Fr. 100,000 gekostet haben mag, nach Brugg zurück. Auch in seinem Schlußbericht an den Eidgenössischen Kriegsrat gedenkt er anerkennend des Entgegenkommens der Basler Regierung und zollt dem Platzkommandanten Major v. Mechel das höchste Lob; er habe ihm seine Aufgabe sehr erleichtert. Seinen Dank für ihr schnelles

Einrücken und ihre gute Haltung hatte er jeweilen den einzelnen Truppenteilen bei ihrer Entlassung schon ausgesprochen. Bei solcher Gelegenheit hatte er jeden von ihnen genau besichtigt. Am besten kam in seinem Bericht die Standestruppe weg, aber auch die Basler Artillerie und das Bataillon 55 bestanden mit Ehren.

Der Oberst Frey scheint bei der Basler Regierung ein ganz besonders gutes Andenken zurückgelassen zu haben; als 1849 wiederum ein eidgenössisches Kommando in Basel errichtet werden mußte, suchte sie, wenn auch vergeblich, ihn hiezu berufen zu lassen, und am 29. Juni 1848 ließ sie ihm „ein kleines dankbares Angedenken an Basel" zugehen; was es gewesen, geht aus den Akten nicht hervor.

Die schlechte Mannszucht, welche die Württemberger in Basel an den Tag legten, weist schon weit über den ersten und auch über den zweiten badischen Aufstand hinaus: auf den dritten, den größten von allen, bei dessen Ausbrechen im Mai 1849 das noch schlechter disziplinierte badische Heer als Ganzes zu den Republikanern überging. Jetzt, Ende April 1848, war die republikanische Bewegung zwar vorläufig unterdrückt, die schwarz-rot-goldenen Banner eingerollt; jedoch die republikanischen Führer gedachten sie bei nächster Gelegenheit aufs Neue zu entfalten. Im Mai 1848 begann für Baden und auch für Basel die Zeit der Vorbereitung des zweiten badischen Aufstandes, der Ende September 1848 im benachbarten Lörrach ausbrach. Unheimliche Sturmvögel flogen ihm voran; den ganzen Sommer durch sang man leis und summte überall das Lied:

Ist die Ernte erst zu Haus,
Bricht der Kampf von neuem aus.

Wir haben diesen neuen Kampf und die Zurüstungen auf ihn hier nicht mehr zu betrachten. Am Schlusse unserer Darstellung angelangt, wollen wir in rückblickender Zusammenfassung uns nur noch einmal dessen freuen, daß die durch den Sonderbundskrieg erneute Eidgenossenschaft damals und bei den zwei folgenden badischen Aufständen ihre Feuerprobe als selbständiger Staat bestanden hat. Trotz warmer Zuneigung zahlreicher Schweizer zu der Sache der Deutschen Republik hat sie tatkräftig eine bewaffnete Neutralität gewahrt und in die fremden Händel sich nicht eingemischt. Gleichzeitig aber hat sie die Gebote der Menschlichkeit befolgt und allen revolutionären Flüchtlingen, sofern sie sich nicht mehr politisch betätigten, nach Möglichkeit Schutz und Asyl gewährt. Einzig infolge dieses Verhaltens hat sie diese für einen republikanischen Kleinstaat höchst gefährlichen zwei Revolutionsjahre von 1848 und 1849 und die noch viel gefährlichern der Reaktion in den 1850er Jahren glücklich und unversehrt überdauert. Das konservative Basel ist in diesem Verhalten der radikalen schweizerischen Landesregierung getreulich beigestanden, wie bei den zwei folgenden Aufständen so auch beim ersten. Es war dies nur eine weitere segensvolle Frucht des großen Entschlusses, den es im Spätherbst 1847 nach schwerem innern Kampfe gefaßt hatte, der aber gerade deswegen seither um so unverrückbarer in ihm feststand. Damals hatte es der Eidgenossenschaft seine Truppen gegen den Sonderbund zur Verfügung gestellt und war damit wieder an die Seite der fortschrittlichen Kantone getreten, von denen es sich seit 1833

erbittert ferngehalten hatte. Zum zweiten Mal bewies es jetzt seine wieder gut eidgenössische Gesinnung und leistete den Anordnungen, die von Bern her kamen, gewissenhafte Folge. Basel hat damit verhindert, daß in jener Zeit hoher politischer Spannung an diesem so ungemein wichtigen Punkte der Schweizergrenze Verwicklungen eintraten, die für die Schweiz von den schlimmsten Folgen hätten sein können. Unsere Stadt hat sich damit den Dank des ganzen Landes verdient und wird in der Geschichte der Schweiz während des ersten badischen Aufstandes wie überhaupt während der europäischen Revolutionsjahre von 1848 und 1849 zu allen Zeiten mit Ehren genannt werden.

Quellen- und Literaturverzeichnis.

Quellen.

Eidgenössisches Bundesarchiv: Band 1674 (Periode von 1814—1848).

Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt:

Politisches FF 1: Grenzbesetzung, Flüchtlinge.

„ FF 2: Etats über Stand und Verpflegung der eidgenössischen Truppenaufgebote.

Aus dem im Basler Staatsarchiv deponierten Sarasinschen Familienarchiv: Aktensammlung des Bürgermeisters Felix Sarasin über die Jahre 1848/49.

Protokolle des Kleinen und des Großen Rates des Kantons Basel-Stadt 1848.

Gefl. mündliche und schriftliche Mitteilungen des Eidgenössischen Bundesarchivs in Bern, des badischen General-Landesarchivs in Karlsruhe, des Staatsarchivs in Basel, sowie der Herren Bürgermeister Eichin und Albert Gentner in Oberdossenbach (Baden), Dr. med. Max Lichtenberger in Jestetten (Baden), Geheimrat Dr. Obser in Karlsruhe, Professor Jakob Schneider und Professor Paul Speiser in Basel.

Literatur.

Abkürzungen: J. B. = Basler Jahrbuch. N. B. = Basler Neujahrsblatt. B. Z. = Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde.

Abt, Die Revolution in Baden und die Demokraten, vom revolutionären Standpunkt aus beleuchtet. An der Matt, Albert, Die politischen Ereignisse der Schweiz 1840—1849. v. Andlaw, Heinrich, Der Aufruhr und Umsturz in Baden. Baumgartner, J., Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen 1830—1850, IV. Band. Becker, Joh. Ph. und Esselen, Chr., Geschichte der süddeutschen Revolution. Bekk, J. B., Die Bewegung in Baden von Ende Februar 1848 bis Mitte Mai 1849. Blos, Wilhelm, Die deutsche Revo-

lution 1848/49. Blos, Wilhelm, Badische Revolutionsgeschichten aus den Jahren 1848 und 1849. Blum, Hans, Die deutsche Revolution 1848/49. Born, Stefan, Erinnerungen eines Achtundvierzigers. Burckhardt, Paul, Geschichte Basels 1833—1848. N. B. 1912 bis 1914. v. Corvin-Wierbitzki, Otto, Aus dem Leben eines Volkskämpfers, 3. Band. Curti, Theodor, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. Dierauer, Johannes, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, 5. Band. Eisner, Kurt, Wilhelm Liebknecht. Feddersen, P., Geschichte der schweizerischen Regeneration 1830—1848. Fendrich, Anton, Die badische Bewegung der Jahre 1848/49. (Aus: Die Paulskirche. Eine Schriftenfolge.) Fleury, Victor, Le poète Georges Herwegh. Gagliardi, Ernst, Alfred Escher. Vier Jahrzehnte neuerer Schweizergeschichte. — Das Gefecht bei Kandern und der Tod des Generalleutnants v. Gagern am 20. April 1848 (Anonym). Häusser, Ludwig, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution. Hecker, Friedrich, Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutsche Republik im Frühjahr 1848. Herwegh, Emma, Geschichte der deutschen demokratischen Legion. Hirzel, A., Die Schweiz seit 1848 in ihrer Stellung zum Auslande, erschienen in der Monatschrift „Helvetia", 5. und 6. Band, 1882 und 1883. Intelligenzblatt der Stadt Basel 1848. Kaiser, Ed., Aus alten Tagen. Lebenserinnerungen eines Markgräflers. Kantons-Blatt Basel-Stadt 1848. Kern, J. C., Souvenirs politiques. Kesselring, H., Dr. J. C. Kern. Eine Lebensskizze. Klein, Tim, 1848. Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Kölner, J. R. (der Saure), Das Kaiserparlament der Deutschmichel; Zehn republikanische Lieder; Den ersten deutschen Republikanern. Kölner, Paul Rud., Kölner der „Saure". Aus dem Leben eines baslerischen Freiheitskämpfers und Dichters. J. B. 1907, 42. Kölner, Paul Rud., Die Basler Standestruppen 1804—1856. B. Z. 1909, S. 214 ff. Lautenschlager, Friedrich, Volksstaat und Einherrschaft. Dokumente aus der badischen Revolution 1848/49. Lipp, Fr., Hauptmann, Georg Herweghs viertägige Irr- und Wanderfahrt mit der Pariser deutsch-demokratischen Legion usw. Veröffentlicht in „Blätter aus der Markgrafschaft", 3. Heft, 1917, S. 27 ff. Löwenfels, M. W., Gustav Struves Leben. — Das kommunistische Manifest. Mehring, Franz, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, 2. Bd. Meyer, C., Die Stadt Basel von 1848—1858. I. Teil. J. B. 1906, 83. Mögling, Theodor, Briefe an seine Freunde. Mögling, Theodor, Erlebnisse während der ersten Schilderhebung der deutschen Republikaner im April 1848. Mördes, Florian, Die deutsche Revolution mit besonderer Rücksicht auf die badische Revolutionsepisode. Morel, Carl, Die März-Revolution und der badische Aufstand (April 1848). Schweizerische Nationalzeitung, 1848. Neff, Fr., Beiträge zur Bauernpolitik. v. Planta, P. C., Die Schweiz in ihrer Entwicklung zum Einheitsstaate. Ringwald, Karl, Wiesentäler Kleinbilder aus den badischen Aufständen 1848/1849. Schaub, Emil, Felix Sarasin der Jüngere. (Geschichte der Familie Sarasin in Basel, 2. Bd., VII. Kap.) Scherr, Johann, Georg Herwegh. Schollenberger, J., Geschichte der schweizerischen Politik, 2. Bd. Schollenberger, J., Die Schweiz seit 1848. Schweizer, P., Geschichte der schweizerischen Neutralität. Seippel, Paul, Die Schweiz im 19. Jahrhundert. Sigel, Franz, Erlebnisse während der ersten Schild-

erhebung der deutschen Republikaner im April 1848. Sigel, Franz, Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1848 und 1849, herausgegeben von Wilhelm Blos. Struve, Amalie, Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen. Struve, Gustav, Grundrechte des deutschen Volkes; Pflanzenkost, die Grundlage einer neuen Weltanschauung; Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden. Struve, Gustav und Heinzen, Karl, Plan zur Revolutionierung und Republikanisierung Deutschlands. Struve, Gustav und Heinzen, Karl, Die Schilderhebung der deutschen Republikaner im April 1848. Struve, Gustav und Rasch, Zwölf Streiter der Revolution. Tagblatt der Stadt Basel 1848. v. Tillier, Anton, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschrittes, 1830—48. Tampe, Adolf, Georg Herwegh. Verwaltungsberichte des Basler Kleinen Rates an den Großen Rat, und des Basler Stadtrates an den Großen Stadtrat, 1848. Christlicher Volksbote von Basel 1848. Weiß, Th., Jakob Stämpfli. Wieland, C., Das Jägerbataillon 55 von Baselstadt 1841—1852. Vortrag im Basler Offiziersverein am 23. Januar 1886. Basler Zeitung 1848.

---

3. Erzählungen und Darstellungen in bunter Reihenfolge.

*47. 1869. (Meisner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.
*48. 1870. (Wieland, Carl.) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz von 1798—1799.
*49. 1871. (Wieland, Carl.) Dasselbe. Zweiter Teil.
*50. 1872 (Vischer, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechzehnten Jahrhundert.
*51. 1873. (Vischer, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
*52. 1874. (Heyne, M.) Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
*53. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
*54. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Kantons Basel im Jahre 1798.
*55. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik 1798—1803.
*56. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit 1803—1815.
*57. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons 1813—1814.
*58. 1880. (Burckhardt, Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Teil.
*59. 1881. (Burckhardt, Albert.) Dasselbe. Zweiter Teil.
*60. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs.
*61. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Österreich. 1445—1449.
62. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
*63. 1885. (Boos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
64. 1886. (Burckhardt, Achilles.) Hans Holbein.
65. 1887. (Burckhardt-Biedermann, Th.) Helvetien unter den Römern.
66. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
67. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
68. 1890. (Burckhardt, Albert.) Die Schweiz unter den salischen Kaisern.
69. 1891. (Bernoulli, August.) Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.
70. 1892. (Thommen, Rudolf.) Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291—1332.
71. 1893. (Wackernagel, Rudolf.) Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.
72. 1894. (Fäh, Franz.) Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. (Zur Säkularerinnerung.) Erster Teil.
73. 1895. (Fäh, Franz.) Dasselbe. Zweiter Teil.
74. 1896. (Socin, Adolf.) Basler Mundart und Basler Dichter.
75. 1897. (Huber, August.) Die Refugianten in Basel.
76. 1898. (Bernoulli, August.) Basels Anteil am Burgunderkriege. Erster Teil.
77. 1899. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
78. 1900. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
*79. 1901. (Burckhardt, Paul.) Basels Eintritt in den Schweizerbund. 1501.
80. 1902. (Holzach, Ferdinand.) Die Basler in den Hugenottenkriegen.
81. 1903. (Buser, Hans.) Basel während der ersten Jahre der Mediation. 1803—1806.
82. 1904. (Buser, Hans.) Basel in den Mediationsjahren. 1807—1813.
83. 1905. (Vischer, Wilhelm.) Basel in der Zeit der Restauration 1814—1830. I. Die Jahre 1814 und 1815.
84. 1906. (Vischer, Wilhelm) Dasselbe II. Die Zeit von 1815—1830.
*85. 1907. (Bernoulli, August.) Basel in den Dreißigerwirren. Erster Teil.
86. 1908. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
87. 1909. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
88. 1910. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Vierter Teil.
89. 1911. (Vischer, Wilhelm.) Die Basler Universität seit ihrer Gründung.
90. 1912. (Burckhardt, Paul.) Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung. 1833—1848.
*91. 1913. (Burckhardt, Paul.) Dasselbe. Zweiter Teil.
*92. 1914. (Burckhardt, Paul.) Dasselbe. Dritter Teil.
*93. 1915. (Barth, Paul.) Basler Bilder und Skizzen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.
94. 1916. (Schaub, Emil.) Aus dem Leben des Basler Kaufmanns im 18. Jahrhundert.
95. 1917. (Burckhardt, August.) Basler in fremden Diensten.
*96. 1918. (Kölner, Paul.) Die Basler Rheinschiffahrt.
97. 1919. (Burckhardt, August.) Bürgerschaft und Regiment im alten Basel.
98. 1920. (Jenny, Ernst.) Theodor Meyer-Merian. Ein Basler Literatur- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert.
99. 1921. (Barth, Wilhelm.) Basler Wandbilder. Ein Beitrag zum Verständnis zeitgenössischer Kunst.
100. 1922. (Heusler, Andreas.) Basels Gerichtswesen im Mittelalter.
101. 1923. (Schwarz, Ferdinand.) Isaac Iselins Jugend- und Bildungsjahre.
102. 1924. (Steiner, Gustav.) Der Bruch der schweizerischen Neutralität im Jahre 1813.
103. 1925. (Siegfried, Paul.) Basel und die neue Eidgenossenschaft. Der Anschluß Basels an die Eisenbahnen. Basels Gesundungswerk.